



**Es handelt sich hierbei um die von mir schon mehrfach überarbeitete Endfassung.  
Ich bitte Euch, diesen Text nicht zu vervielfältigen oder anderweitig, z.B. auf Eurerer  
Homepage zu veröffentlichen.  
Ihr ahnt nicht, wieviel Arbeit darin steckt und die Besucher auf meiner Homepage sind  
mein einziger Lohn!  
Mein Dank geht an dieser Stelle an Rainer, der unzählige Komma - und  
Rechtschreibfehler ausgebessert hat :)  
Danke für Euer Verständnis und jetzt viel Spaß beim Lesen.**

Anmerkung des Releasers:  
Bitte besucht die Homepage des Autors, und tragt ein paar  
nette Sätze in sein Gästbuch ein ☺ DANKE ☺  
→ <http://rz-sfs3.fh-sw.de./sw/student/k1518/>

# Kapitel 1

Ein explosionsartiger Lärm riß mich aus dem Schlaf. Es hörte sich an, als ob ein Duzend Schnellzüge genau auf die Scheune zuhielt. Ich rollte mich instinktiv auf die Seite, um aus dem Weg zu kommen, und sah, als ich die Augen aufschlug, ein orangefarbenes Licht, das Kisten und Teile von alten landwirtschaftlichen Maschinen erleuchtete. Ein alter, rostiger Traktor erschien mir fast wie ein zu groß geratenes Insekt. „Was war das, Laure?“ fragte Andy. Ich konnte sehen, wie er sich zwischen mir und dem Fenster aufrichtete. „Ich weiß nicht.“ Beides, das Licht und der Lärm nahmen ab und waren schließlich weg. Ein Hund begann zu bellen – mit tiefer Stimme, vielleicht ein Labrador. Ich stand auf und ging zum Fenster, dabei schlug ich mir in der Dunkelheit das Schienbein an irgend etwas an. Draußen war es ebenfalls stockfinster, der Mond und die Sterne waren von Wolken verdeckt. Im Bauernhaus, welches ein paar hundert Meter entfernt stand, ging das Licht an. Ich sagte: „Es regnet nicht. Was war das nur?“ „Hat nicht jemand im Feriencamp etwas von einer Militärübung im Moor erzählt?“ „Doch nicht hier in der Gegend.“ „Vielleicht war es ein Querschläger.“ Mein Schienbein reibend sagte ich, „Es hörte sich nicht wie ein Geschos an. Außerdem würde ein Geschos nicht so ein Feuerwerk erzeugen.“ „Vielleicht eine Rakete.“ Er gähnte laut „Jetzt ist jedenfalls alles wieder ruhig. Schlaf weiter. Wir haben morgen früh einen langen Marsch vor uns.“ Ich stand noch eine zeitlang am Fenster. Schließlich erlosch auch das Licht im Bauernhaus: vermutlich kam der Bauer zu der selben Schlußfolgerung wie Andy. In der Finsternis suchte ich meinen Weg zurück zum Strohhaufen, der uns als Bett diente. Es war jetzt weniger lustig, als noch gestern Abend; das Stroh war kein guter Schutz vor der harten Erde, und da ich jetzt richtig wach war, spürte ich auch schon sämtliche Muskeln in meinem Körper.

Andy war bereits wieder eingeschlafen. Ich machte ihn dafür verantwortlich, daß wir hier waren – dafür, daß er uns freiwillig als erste für diesen Orientierungsmarsch angemeldet hatte, und dann darauf bestand, die rechte Abzweigung zu nehmen die uns kilometerweit vom Weg abbrachte. Es sah lange so aus, als müßten wir die Nacht im Moor verbringen, doch wir stießen auf diesen isolierten Bauernhof als bereits die Sonne untergegangen war. Die Regeln besagten, daß wir niemanden um Hilfe bitten durften, also schlugen wir unser Lager in der Scheune auf. Ich dachte, daß die Schmerzen und mein Ärger über Andy mich wachhalten würden, doch ich war totmüde. Wir waren früh im Sommerlager losgelaufen und es war ein langer Tag. Während ich langsam einschlummerte, glaubte ich eine zweite Explosion zu hören, diesmal jedoch weiter entfernt und ich war schon zu schläfrig, um noch einmal aufzuwachen – Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich es nicht nur geträumt hatte. Andy weckte mich, als bereits das graue Licht der Morgendämmerung hereinfiel. Er sagte, „Horch.“ „Wie bitte?“ „Hörst du das!“ Ich zwang mich richtig wach zu werden. Das Geräusch kam aus der Richtung des Bauernhauses, jedoch weiter entfernt, eine Art rhythmisches Stampfen, hart und metallisch. „Ackermaschinen?“ meinte ich „Das glaube ich nicht.“ Als ich genauer hinhörte, glaubte ich das ebenfalls nicht mehr. Das Stampfen kam in Intervallen von einer Sekunde oder weniger, und es kam näher. Jetzt spürte man sogar bei jedem Stampfen, den Boden vibrieren.

„Etwas kommt auf uns zu,“ sagte Andy. „Etwas Großes, so wie es sich anhört.“ Wir standen zusammen am kleinen Fenster der Scheune. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber im Osten konnte man schon die Umrisse des Bauernhauses erkennen, daß sich vom heller werdenden Himmel abhob. Rauch stieg fast senkrecht aus dem Schornstein in die Luft; Bauern waren Frühaufsteher. Es schien ein schöner Tag zu werden, um zum Ferienlager zurückzuwandern. Dann sah ich es, als es hinter dem Haus, in Sichtweite kam. Das Oberteil erschien zuerst, eine riesige grau - grüne Halbkugel, mit der flachen Seite nach unten, die aussah, als würde sie in der Luft schweben. Aber sie schwebte nicht: ein gigantisches metallisches Bein bewegte sich durch die Luft und landete rechts neben dem Bauernhaus. Nachdem es krachend stehen geblieben war, erschien ein zweites Bein, stieg über das Haus hinweg und kam zwischen dem Haus und unserem Stall zum Stillstand. Ich konnte auch noch ein drittes Bein sehen, das, wenn es dem Beispiel der anderen beiden gefolgt wäre, ziemlich nahe bei uns, wenn nicht sogar auf uns, herunter gekommen wäre. Aber es blieb stehen, wo er war. Das gigantische Objekt, über 20 Meter hoch, stand da und bewegte sich nicht mehr.

Eine Reihe von hellgrünen Bullaugen erstreckte sich horizontal entlang der Halbkugel. Sie sahen aus wie Augen, die uns anstarrten, oder wie ein grinsendes Maul. Es war kein freundliches Grinsen. „Jemand dreht einen Film.“ Andys Stimme hörte sich seltsam an. Ich drehte mich zu ihm um und er sah so entsetzt aus, wie ich mich fühlte. „Das muß es sein. Ein Science Fiction Film.“ „Wo sind dann die Kameras?“ Ich merkte, daß sich meine Stimme ebenfalls fremd anhörte. „Sie müssen es vielleicht erst in Position bringen.“ Ich wußte nicht, ob er das glaubte. Ich jedenfalls nicht. Etwas bewegte sich unter der Halbkugel, rollte und streckte sich aus. Es sah aus, wie ein Elefantenrüssel oder eine Schlange mit dem Unterschied, daß es silbern und metallisch war. Es schlängelte sich hinab zum Dach des Hauses und tippte leicht dagegen. Dann bewegte es sich zum Schornstein und wickelte sich um ihn. Ziegelsteine flogen wie Konfetti davon, und wir hörten, wie sie durch die Dachziegel schlugen. Ich erschauerte. Im Haus schrie eine Frau. Eine Tür an der Rückseite flog auf und ein Mann in Hemd und Hose kam heraus. Er starrte zu der Maschine hinauf, die über ihm hing und begann zu rennen. Sofort rollte sich ein

zweiter Fangarm aus, diesmal schnell und elegant. Er kam gerade einmal zehn Meter weit, da erwischte ihn der Greifarm an seiner Taille und pflückte ihn vom Boden. Jetzt schrie er ebenfalls.

Der Fangarm hob ihn vor die Bullaugen und seine Schreie wurden zu einem Stöhnen. Nach ein paar Augenblicken, rollte sich der Fangarm ein. Eine linsenartige Öffnung erschien in der Mitte der Kapsel; der Arm bewegte sich in diese Richtung und steckte den Mann schließlich hinein. Es kam mir vor, wie jemand, der eine Gabel mit Essen anschaute, bevor er es sich in den Mund stopfte, mir wurde schlecht.

Sein Stöhnen endete, als die Tentakel wieder zurückfuhr und sich die Öffnung schloß. Die Frau im Haus war ebenfalls still geworden; doch die Stille war nur noch beängstigender. Auf seinen spinnenartigen Beinen ruhend, sah die Maschine aus, wie ein Insekt, das seine gerade eingenommene Mahlzeit verdaute. Ich erinnerte mich an den Traktor in der Nacht; dieses Insekt war dagegen so groß wie King Kong.

Eine scheinbar endlose Zeit passierte gar nichts. Das Ding stand regungslos da und auch aus dem Haus kam kein Laut und keine Bewegung mehr. Alles war still, nicht einmal ein Vogel zwitscherte. Der Fangarm schwebte in der Luft, bewegungslos und starr. Als, nach einer Minute oder so, sich der Fangarm wieder bewegte, erhob er sich hoch in die Luft, als ob er salutieren wollte. Für ein oder zwei Sekunden verharrte er dort, bevor er mit gewaltiger Wucht auf das Dach hinunterkrachte. Ziegel zerbarsten und Holz splitterte, es wurde ein klaffendes Loch sichtbar. Die Frau begann wieder zu kreischen.

Nach und nach riß der Fangarm das Haus ein und stöberte dann methodisch in den Trümmern, wie ein Bettler in einer Mülltonne.

Das Gekreische verstummte, es war nur noch ein Bild der Zerstörung zu sehen. Eine zweite Tentakel gesellte sich hinzu und dann fuhr noch ein dritter Fangarm aus, um den beiden anderen zu helfen. Sie durchwühlten den Schutthaufen und hoben Dinge auf die Höhe der Bullaugen. Das meiste von dem, was sie aufhoben, wurde wieder fallengelassen oder davon geschleudert – Stühle, ein Schrank, ein Doppelbett, eine Badewanne, an der noch die abgerissenen Rohre hingen. Ein paar Dinge wurden hinein geholt: Ich erkannte eine Satellitenschüssel und einen Fernsehapparat. Schließlich war es vorbei und der Staub legte sich, als die Fangarme wieder unter der Halbkugel verharrten.

„Ich denke, wir sollten von hier verschwinden.“ Sagte Andy. Seine Stimme war so leise, daß ich ihn kaum hören konnte. „Wie weit meinst du, daß es sehen kann?“ „Ich weiß nicht. Doch wenn wir schnell raus rennen und hinter den Schuppen laufen.“ Ich packte ihm am Arm. Etwas bewegte sich auf dem Schutthaufen, der einst das Bauernhaus gewesen war: ein schwarzer Hund hatte sich aus den Trümmern befreit und begann über den Hof zu laufen. Er kam ungefähr zehn Meter weit, bevor ihn ein Fangarm erwischte. Der Hund wurde heulend in die Höhe, vor die Bullaugen gehoben und dort gehalten. Ich dachte, er würde ins Innere gebracht werden, wie der Mann vorher; statt dessen schleuderte ihn der Fangarm davon. Er war nur ein verwischter Fleck vor dem heller werdenden Himmel, und dann hörte man einen leisen dumpfen Aufschlag.

Das Gefühl von Übelkeit kam zurück und meine Beine wurden weich. Ich dachte an den Eindruck, als ich zum ersten Mal den Eiffelturm gesehen hatte, damals in diesem Sommer, als uns Mutter verlassen hatte und Ilse zu uns gekommen war – und mein bedrückendes Gefühl darüber, wie hoch er sich in den Himmel erstreckte. Mir kam es so vor, als wäre der Eiffelturm hierher gekommen – hätte ein Bauernhaus eingerissen, einen Mann gefressen und einen Hund davon geschleudert, wie einen Apfelgrips.

Die Zeit verging langsamer als jemals zuvor in meinem Leben. Ich schaute auf meine Uhr und sie zeigte 05:56. Nachdem, meiner Meinung nach, eine halbe Stunde vergangen sein mußte, schaute ich wieder drauf und sie zeigte 05:58 an. Der Himmel wurde jetzt schnell heller und am Horizont waren erste Anzeichen des Sonnenaufgangs zu sehen. Zuerst golden, dann silbern, schließlich erschien die Morgensonne über den Ruinen des Bauernhauses. Ich sah noch einmal auf meine Uhr und es war 06:07. Andy sagte: „Schau mal!“

Die Beine rührten sich nicht, jedoch hob sich die Halbkugel und begann, sich langsam zu drehen. Die Reihe der Bullaugen bewegte sich nach links. Gleich könnten wir außerhalb seines Erfassungsbereichs sein und hätten eine Chance uns davon zu schleichen.

Doch als sie sich weiter drehte, kam eine zweite Reihe von Bullaugen zum Vorschein. Es konnte also in alle Richtungen sehen. Als es sich um 180 Grad gedreht hatte, hielt es an. Danach passierte gar nichts. Das Monster stand einfach nur da, wie festgeklebt und die Minuten verstrichen schleppend langsam.

Die ersten Tiefflieger kamen kurz nach acht. Die Kampfbomber überflogen uns zweimal, von Ost nach West und dann niedriger, von West nach Ost. Das Ding rührte sich nicht. Eine viertel Stunde später umkreiste uns ein Helikopter, der wahrscheinlich Photos machte. Es war fast Mittag, als schließlich die Armee eintraf. Panzer und andere Fahrzeuge wälzten über das offene Ackerland und weiter hinten konnten wir ein wichtig wirkendes Auto und ein paar Lastwagen sehen, inklusive einem Fernsehwagen, die alle einen respektvollen Abstand hielten. Danach passierte wieder eine lange Zeit gar nichts. Wir erfuhren später, daß das die Phase war, in der unsere Leute versuchten, mit dem Ding in Funkkontakt zu treten, ohne Erfolg.

Andy wurde ungeduldig und schlug wieder vor, zu fliehen, diesmal in Richtung der Panzer.

Ich sagte: „Die Tatsache, daß es sich bis jetzt nicht mehr bewegt hat, bedeutet nicht, das es das nicht tun wird.“

Denk an den Hund.“ „Das tue ich. Es könnte sich aber genauso gut dazu entscheiden, diese Scheune zu zerstören.“ „Und wenn wir fortlaufen und es etwas unternimmt und die Armee etwas dagegen unternimmt, sitzen wir mittendrin und haben ein Problem.“ Er akzeptierte das widerwillig. „Warum *hat* die Armee eigentlich noch nichts unternommen?“ „Was meinst du, sollten sie tun?“ „Also auf jeden Fall nicht nur herumstehen.“ „Ich

schätze, sie wollen nichts überstürzen ...“ Ich unterbrach mich, als erst ein Motor gestartet wurde, dann mehrere. Wir liefen zum Fenster. Ein einzelner Panzer bewegte sich auf uns zu. Er hatte eine Stange auf seinem Geschützturm und an der Stange flatterte eine weiße Fahne. Der Panzer fuhr über das Feld und hielt fast direkt unter der Halbkugel an. Die Maschinen stoppten und ich hörte einen Sperling zwitschern. Dann, völlig unerwartet, erklang klassische Musik. Ich fragte: „Woher kommt denn das?“ „Vom Panzer, denke ich.“ „Aber warum?“ „Vielleicht wollen sie zeigen, daß wir zivilisiert sind und keine Barbaren. Es ist ein Teil aus der Symphonie Beethovens, nicht war? Der Teil, den sie in Europa als Hymne singen.“ „Das ist verrückt.“ sagte ich. Andy zeigte nach draußen. „Schau.“ Die Maschine zeigte Anzeichen von Bewegung. Unter der Halbkugel rollte sich ein Fangarm aus. Er bewegte sich hinunter zum Panzer und begann langsam hin und her zu schwingen. „Was macht es da?“ fragte ich. „Vielleicht gefällt es ihm.“

Das verrückte war, daß er recht hatte; der Arm bewegte sich im Rhythmus der Musik. Ein zweiter Fangarm erschien und tippte gegen den Geschützturm. So als ob es langsam den Bogen heraus bekam, begann der erste Arm sich schneller zu bewegen, genauer im Takt. Der zweite Fühler betastete den Panzer von vorne bis hinten und versuchte ihn zu ergreifen, dann machte er einen zweiten Versuch, diesmal von der Seite, indem die Zange des Fangarms sich unter den Panzer schob und von oben dagegen hielt. Die Spitze des Fangarms grub sich unter den Panzer, der dabei leicht schaukelte, und kam auf der anderen Seite wieder heraus, um die Umklammerung zu vollenden. Der Panzer schaukelte heftiger, als er hochgehoben wurde, zuerst schwebte er nur knapp über dem Boden, dann ging es jedoch schnell nach oben. Abrupt wurde die Musik vom Lärm des Maschinengewehrfeuers unterbrochen. Leuchtgeschosse erhellten den Himmel. Der Panzer wurde hochgehoben, bis auf Höhe der Bullaugen. Dort hing er funkenspukend.

Jedoch ziellos; In dem Winkel trafen er nur den leeren Himmel. Das Feuer stoppte schlagartig, als der Fangarm seinen Griff verstärkte; Die Panzerung wurde wie eine Blechdose eingedrückt. Für zwei oder drei Sekunden quetschte es den Panzer, bevor es ihn fallen ließ. Der Panzer fiel wie ein Stein, landete auf der Vorderseite, balancierte darauf kurz, bevor er vornüber kippte. Es war eine tiefe Furche an der Seite sichtbar, wo er auf die Hälfte seiner ursprünglichen Breite zusammengedrückt worden war.

Andy sagte: „Das war eine Kriegserklärung.“ Er klang geschockt, aber nicht so geschockt, wie ich mich fühlte. Ich hatte immer noch dieses schreckliche, hinterhältige Zusammenquetschen vor Augen, das Fallenlassen des Panzers, wie ein Bonbon Papier. Als ich wieder hinaus schaute hatte sich ein Fangarm wieder eingerollt, aber der andere schwang immer noch hin und her, im Rhythmus den er von der Musik aufgenommen hatte. Ich wollte weglaufen, irgendwohin, überallhin, nur weg von hier, mich nicht darum kümmern, was als nächstes passiert – doch ich konnte keinen Muskel bewegen. Ich fragte mich, ob irgend jemand im Panzer überlebt hatte. Ich konnte es mir nicht vorstellen.

Dann, unerwartet und mit ohrenbetäubenden Lärm, war der Donner der Kampfbomber da, die auf Abruf gewartet hatten. Sie rasten von Süden herbei und feuerten ihre Raketen ab, als sie über uns vorbei jagten. Von den sechst abgeschossenen Raketen, trafen zwei voll ins Ziel. Ich sah, wie die langen dünnen Beine erzitterten, die Halbkugel zerbarst, schwankte und auf den Boden krachte. Sie landete zwischen der Ruine des Bauernhauses und dem zerstörten Panzer. Der Aufschlag ließ unseren Schuppen erzittern.

Ich konnte kaum glauben, wie schnell alles vorbei war – und wie endgültig. Doch dort lag die Halbkugel auf der Seite, mit Teilen der abgebrochenen Beine, die noch aus ihr herausragten. Als sie da lag, kam noch eine zweite Welle von Bombern herein und pulverisierte die Überreste.

## *Kapitel 2*

Das Schulsemester begann drei Monate später. Zu der Zeit war bereits die größte Aufregung - mit all den Interviews im Fernsehen und im Radio mit Andy und mir- vorüber. Jedoch zeigten die Leute in der Schule immer noch Interesse. Sie beschossen uns mit Fragen, vor allem mich, weil Andy weniger gewillt war zu antworten. Ich redete zuviel und bedauerte es anschließend. Als der wilde Bill das Thema im Physik Unterricht aufbrachte, hatte ich keine Lust mehr darüber zu diskutieren, am wenigsten mit ihm. Er sah nicht wirklich wild aus und sein Name war auch nicht Bill. Er war ein kleiner, ziemlich grauhaariger Mann mit einer schneidenden Stimme und einer sarkastischen Art. Sein Name war Hockey, und er hatte die Angewohnheit sich blitzartig von der Tafel umzudrehen und das, was sich gerade in seiner Hand befand – gewöhnlich ein Stück Kreide- auf denjenigen zu werfen, von dem er glaubte, daß er hinter seinem Rücken nicht aufmerksam war. Einmal war es der Tafelradiergummi, der aus Holz und ziemlich schwer war. Er traf einen Jungen in der letzten Reihe an der Stirn. Von da an nannten wir ihn nicht mehr den wilden Bill Hockey sondern den wilden Bill Harakiri.

„Na komm schon, Cordray“ sagte er, „sei nicht so schüchtern. Das schuldest du uns jetzt da Du berühmt bist.“ Einige der Mädchen kicherten. „Der erste Mensch, der einen Dreibeiner gesehen hat, so haben doch die Medien entschieden, daß wir sie nennen sollen.... Du wirst dafür in den Geschichtsbüchern stehen, wenn auch nicht für den Nobelpreis in Physik.“ Weiteres Gekichere folgte. „Das wirft ein interessantes Licht auf die nationale

Psyche, „fuhr der wilde Bill fort, „und verdeutlicht die unterschiedlichen Reaktionen der Menschen, bei ihrer ersten Begegnung mit Wesen aus einem anderen Teil des Universums.“ Er besaß das Talent, die meisten von uns zu ermutigen, in eine Diskussion einzusteigen, die Themen betraf, die ihn interessierten, oft jedoch herzlich wenig mit Physik zu tun hatten.

Er sagte, „Wie ihr wißt, gab es drei Landungen; eine in den Vereinigten Staaten, in Montana, eine in Kasachstan in der Sowjetunion, und Cordrays kleine Show am Rande von Dartmoor. Die Landungen erfolgten ungefähr zeitgleich, unsere mitten in der Nacht, die amerikanische spät am Abend, und die russische gerade rechtzeitig zum Frühstück. Die Amerikaner entdeckten ihren zuerst, nachdem sie ihn mit dem Radar erfaßt hatten, umzingelten ihn und warteten. Die Russen lokalisierten den in ihrem Territorium ebenfalls ziemlich schnell und eliminierten ihn prompt durch einen Raketenabschuß. Wir spielten unserem Beethoven vor, schickten einen einzelnen Panzer und vernichteten ihn, nachdem er den Panzer zerstört hatte. Ein Zeugnis britischer Zurückhaltung? Cordray?“

Widerwillig sagte ich, „Ich weiß nicht, Sir. Nachdem er das Bauernhaus eingerissen hatte, achtete ich nicht darauf, wie schnell sie es zu Ende brachten.“

„Nein, ich schätze, das hast du nicht. Aber anscheinend hattest du nicht weniger Ahnung als das Militär, zu was er fähig war. Und das ist der faszinierende Part.“ Er strich mit seinen Fingern durch sein dünnes Haar. „Als ich in eurem Alter war, herrschte Krieg. Wir hatten Physikunterricht, ähnlich wie dieser hier, der eines Nachmittags von einer V-2 Rakete unterbrochen wurde, die einen halben Kilometer entfernt einschlug und 15 Menschen tötete. Es war alarmierend, jedoch fand ich es nicht wirklich interessant. Was mich weitaus mehr interessierte als der Krieg war was ich in Science Fiction Magazinen dieser Tage laß. Raketen, die von Deutschland auf England geworfen wurden, so erinnere ich mich düster, könnten eingesetzt werden, um uns durch den interplanetaren Raum zu transportieren, um exotische Lebensformen zu entdecken oder möglicherweise diese zu uns zu bringen. Science Fiction Autoren haben diese zweite Möglichkeit auf vielen unterschiedlichen Wegen geschildert. Wir lesen oder sehen im Fernsehen, außerirdische Invasionen in jeder Form und Größe, Farbe oder Textur, von übergroßen blutsaugenden Spinnen bis hin zu liebenswerten kleinen Kreaturen mit langen Schnauzen. Ihre Ankunft sollte beides bringen, Unheil und Offenbarung. Was keiner erwartete war eine Begegnung der lächerlichen Art, eine kosmische Farce. Warum sage ich Farce, Cordray?“ „Keine Ahnung, Sir.“ „Na du hast es doch gesehen, oder? Betrachte doch mal die Dreibeiner genauer. Welcher Narr würde im Traum daran denken so etwas Unbeholfenes und Ueffizientes zur Fortbewegung zu benutzen?“

Hilda Goossens, eine große, dürre Rothaarige welche das Klassengenieur und auch die Klassenbeste war, sagte:

„Aber sie müssen sehr fortschrittliche Technologie besitzen. Wir wissen, daß sie nicht aus unserem Sonnensystem kommen, also mußten sie Lichtjahre gereist sein, um hier her zu kommen.“

Der wilde Bill nickte. „Das ist richtig. Aber überlege mal weiter. Obwohl die Amerikaner sich ihrem Dreibeiner nicht näherten, trieben sie in einem Experiment Tiere in dessen Nähe. Währenddessen wurde es Nacht. Und der Dreibeiner schaltete gewöhnliches weißes Licht – man könnte sagen, Suchscheinwerfer – ein, um herauszufinden, was neben seinen Füßen vor sich geht. Also sieht es doch so aus als kennen die nicht einmal Infrarot! Und wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, diese Maschinen an verschiedenen Punkten der Erde abzusetzen, für was benutzten sie diese dann? Zwei von dreien standen einfach nur herum, der dritte demolierte erst ein Bauernhaus und stand dann herum. Und der Angriff eines einzigen Geschwaders reichte aus um ihn in einen Haufen Schrott zu verwandeln. Die andern beiden schnitten auch nicht besser ab. Der eine in Amerika hat sich doch tatsächlich selbst zerstört, ohne daß er angegriffen wurde. Abschließend ist wohl zu sagen, daß diese furchtbare Invasion sich in der Tat als die Comic Show des Jahrhunderts erwiesen hat.“

Einige lachten. Obwohl ich in der Vergangenheit oft genug meinen Beitrag in Sachen Schleimen, beim wilden Bill geleistet hatte, stimmte ich diesmal nicht mit ein. Ich hatte es noch zu genau vor Augen, die insektenartige Gestalt, die über der Ruine des Bauernhauses auftrat, die schlangenartigen Tentakeln, welche Stücke und abgerissene Teile aufhoben, und sie dann wegwarfen. Es war damals nicht lustig und war es jetzt genauso wenig. Vater und ich zogen zu meiner Großmutter hierher, nachdem meine Mutter uns verlassen hatte. Großvater starb vor kurzem und so war sie froh, daß sie uns hatte, damit wir einen Teil des großen Hauses füllten. Es war ein langes, niedriges Granitgebäude und man erreichte ihren Hausflügel durch eine Verbindungstür, die jedoch meistens von ihrer Seite aus benutzt wurde. Sie mochte es nicht, wenn man durch die Tür zu ihr ging, ohne sie vorher zu warnen. Sie war sehr eigen in mancher Beziehung. Zum Beispiel mußte ich sie Martha nennen, nicht Oma. Sie war bereits über 70, jedoch noch sehr aktiv. Sie tat einiges dafür, um gesund zu bleiben, indem sie oft spazieren ging.

Nachdem mein Vater Ilse geheiratet hatte, gefiel es ihr noch besser, daß wir zu ihr zogen.

Weil Ilse aus der Schweiz kam, beherrschte sie verschiedene Sprachen, was Martha sehr nützlich für ihre Arbeit fand. Sie besaß einen Antiquitätenladen in Exter und manchmal reiste sie sehr viel durch das Land, auf der Suche nach alten Sachen, die sie kaufen konnte. Ilse begleitete sie oft dabei und half ihr immer aus. Großvater, ein Offizier, war schon Jahre bevor er starb in schlechter gesundheitlicher Verfassung, und eines meiner frühesten Erinnerungen ist, daß ich geschimpft wurde, wenn ich in seiner Nähe Lärm machte. Martha war nicht eine dieser lieben, gemütlichen Omas, und das änderte sich auch nicht, nachdem wir bei ihr einzogen. Sie war nicht der Mensch, mit dem man plaudern konnte. Als ich sie einmal nach meiner Mutter fragte, brach sie das Gespräch sofort ab, und erzählte mir statt dessen, wie froh ich sein sollte, daß ich Ilse hatte. Wenn sie überhaupt

von jemanden gemocht wurde, dann von meiner Halbschwester Angela und in einer ehrfürchtigen Art, von meinem Vater. Dann war da noch meine Tante Caroline, die wir aber so gut wie nie sahen. Im Großen und Ganzen fand ich immer, daß Martha, wenn sie zu Hause war, mehr mit ihren Antiquitäten anfangen konnte, als mit uns Menschen.

Sie und Ilse saßen im Wohnzimmer, als Andy und ich eines Sonntag Nachmittags von einer Radtour hereinkamen, die wir kurzfristig abbrachen, da es zu regnen begann. Sie etikettierte gerade ihr Antiquitäten mit Preisen, zusammen mit Angela. Angela war sieben, hatte blondes Haar, war sehr niedlich und, das nahm ich zumindest an, auch recht klug. Papa war ganz vernarrt in sie. Sie hielt gerade einen kleinen Chinesischen Porzellanhund in der Hand und schwärmte wie wunderschön er sei, während Martha sie anlächelte. Sie liebte Leute, die ihre Sachen mochten.

Ich konnte nicht glauben, was für eine Heuchlerin meine Halbschwester war.

Ich fragte: „Kann ich den Fernseher anmachen?“ „Geht das in Ordnung, Martha?“ fragte Ilse. Martha antwortete barsch. „Ich kann jetzt keine Ablenkung gebrauchen, während ich das hier tue. Was hab ich noch mal gleich für diese Herdplatte bezahlt? Da, siehst du, ich komm schon durcheinander!“ Ilse warf mir einen ihre hilflosen beschwichtigenden Blicke zu, der mich nur noch mehr ärgerte. Sie war nie bereit, sich mit Martha zu streiten, wollte jedoch möglichst die Dinge mit mir auf einem anderem Weg klären.

„Lowree, in der Küche sind Schokoladenkekse, die ich heute morgen frisch gemacht habe. Wenn du magst, findest du sie in dem kleinen Tonkrug.“

Ich winkte ab. „Nein, danke.“

Eigentlich sind das einige der wenigen Dinge, von dem was sie kochte, die ich wirklich mochte, aber ich war nicht in der Stimmung diese Bestechung anzunehmen. Ich dachte, wie sehr ich es haßte, wie sie meinen Namen, Lowree aussprach, und überhaupt ihren Akzent. Ich schämte mich jedesmal zu Tode, wenn ich hörte, wie sie an Elternabenden mit den Lehrern sprach.

Außerdem hatten wir uns Marsriegel im Dorfladen gekauft, als wir von unserer Radtour auf dem Rückweg waren. Andy sah aus, als würde er nichts dagegen haben, noch ein paar Schokoladenkekse einzuwerfen, deswegen griff ich zur Ablenkung eine kleine Meinungsverschiedenheit wieder auf, die wir kurz zuvor hatten. Er hatte irgendwo gelesen, daß die Zerstörung des Dreibeiners das größte Verbrechen der Geschichte gewesen sei. Der erste Kontakt mit einer anderen intelligenten Spezies, und wir jagten ihn in die Luft. Mich kümmerte dieser Artikel nicht sehr, ich hatte auf der anderen Seite aber auch keine Lust, ihm zuzustimmen. Ich erinnerte ihn daran, daß er, als wir in der Hütte waren, dem Dreibeiner nicht gerade freundliche Gefühle entgegengebracht hatte. Er erwiderte, daß das nicht bedeute, im Nachhinein die Sache nicht etwas differenzierter betrachten zu können.

Ich sagte: „Und vergiß nicht, daß der Dreibeiner zuerst mit seinem Angriff begonnen hatte. Du hast gesehen, was er mit dem Bauernhaus gemacht hat.“ „Unsere Leute hätten sich trotzdem noch Zeit lassen können. Es war offensichtlich eine Aufklärungsexpedition. Die Zerstörung des Bauernhauses könnte einfach ein Fehler gewesen sein.“

„Der Panzer trug eine weiße Flagge.“

„Und spielte klassische Musik“, sagte Andy spöttelnd. „Selbstverständlich kapierten Kreaturen aus einem anderen Sonnensystem sofort, was damit gemeint ist.“

Ich war diesmal derjenige, dem die Argumente ausgingen, aber es war nicht ungewöhnlich, wenn wir beide diskutierten, daß einer von uns einlenkte. Ich sagte: „Vielleicht war es wirklich falsch, aber zumindest haben sie versucht zivilisiert vorzugehen. Und die Amerikaner haben ihrem Dreibeiner gar nichts getan und trotzdem hat er sich selbstzerstört.“

Darauf Andy: „Ich glaube doch, daß zwei von dreien ausreichen, um dies hier als einen feindseligen Planeten einzustufen. Sie brachen die Mission ab und zerstörten den letzten Dreibeiner, um möglichst wenige Hinweise auf ihre eigene Technologie zu hinterlassen. Ich vermute, für den Fall, daß wir sie verfolgen wollten. Sie wissen, daß wir Raketen besitzen, somit befinden wir uns offensichtlich an der Schwelle zur interplanetaren Raumfahrt.“ Ich hatte keine Lust mehr auf dieses Thema. Möglicherweise haben wir unsere einzige Chance verpaßt, in Kontakt mit Außerirdischen zu treten. Es war mir damals egal und stört mich jetzt auch nicht sehr.

Ich sagte, „Wie auch immer, es ist vorbei. Sie werden wohl nicht wiederkommen, nach einer solchen Abreibung. Hast du Lust auf Computerspielen? Ich habe ein neues Drachenspiel.“

Andy schaute auf seine Uhr. „Ich gehe besser nach Hause. Es ist fast fünf, und ich sagte Miranda, daß ich früh zu Hause sein werde; sie will ausgehen.“ Miranda war seine Mutter. Wie Martha bestand sie darauf, daß man sie mit ihrem Vornamen ansprach. Sie ging oft aus, weswegen Andy auch so oft zu uns kam. Ich hörte einmal Papa zu Ilse sagen, daß er kein ordentliches zu Hause hätte. Für beide waren ordentliche Verhältnisse sehr wichtig. Wenn Andys Verhältnisse zu Hause wirklich so schlimm waren, schien es ihn zumindest nicht zu stören.

Angela mußte zugehört haben. „Da kommt eine neue Sendung um fünf“ sagte sie und schaltete den Fernseher an. Ich sah kommentarlos zu und dachte mir, was Martha wohl gesagt hätte, wenn ich das getan hätte. Martha streckte sich und gähnte. „Ich denke wohl, daß damit das Etikettieren beendet ist. Was ist das für eine Sendung, mein Engel?“

„Die Trippy Show.“

Nach dem Vorspann war der ganze Bildschirm gefüllt mit Zeichentrick-Dreibeinern, die in einem verrückten Tanz umherwirbelten. Das Programm sollte wohl durch die Dreibeinerinvasion inspiriert worden sein. Die Musik war ebenfalls ziemlich wild, Heavy Metal und Rockmusik, vermischt mit traditionellen und klassischen Stücken. „Ich glaube nicht, daß das was für mich ist,“, sagte Martha.

Angela, die im Schneidersitz auf dem Teppich hockte, hörte gar nicht hin. Ich sagte zu Andy, „Ich komm mit rüber zu dir. Hab nichts Besseres zu tun.“

Vater war drahtig, nicht sehr groß und trug eine Brille. Er sah aus, wie eine athletische Version von Woody Allen, redete jedoch nicht so schnell. Er war Immobilienvertreter und verbrachte viel Zeit auswärts, Wochenenden inklusive.

Ich kann mich nicht mehr sehr daran erinnern, wie die Dinge zwischen ihm und Mutter standen, ausgenommen das Schweigen, das manchmal tagelang dauerte.

Und ich kann mich daran erinnern, daß sie einmal, vor der Trennung, mit mir gesprochen hatten, und mir erzählten, sie stünden am Ende von zwei verschiedenen Bowling Bahnen, mit nur einem Set Kegeln, wobei ich das Set Kegeln war. Bei Ilse war das anders. Vater redete viel mit ihr und mit Angela. Jedoch sprach er nie viel mit mir. Ich schätze, ich machte drei Prozent seiner Konversation aus, und selbst dabei tat er sich noch schwer. Am darauf folgenden Sonntag war ich allein zu Hause, weil er Klienten ein Haus zeigte und Martha die anderen zu einem Trödelmarkt mitgenommen hatte. Sie fragte mich, ob ich ebenfalls mitkommen wolle, und ich sagte nein und daß ich sehr viel Hausaufgaben machen müsse. Das war nur teilweise wahr, da ich das meiste schon am Freitag Abend gemacht hatte.

Als ich den Rest erledigt hatte, war ich etwas unschlüssig, was ich tun sollte. Ich machte mir ein Schinkenbrot, spielte ein bißchen das Drachenspiel, überflog die Witze - Sektion der Sonntagszeitung. Es war trotzdem erst viertel vor elf. Ich erwog gerade den Gedanken Andy anzurufen, als ich Vaters Wagen hörte. Er sagte, „Wo sind denn alle? Ach ja, der Trödelmarkt. Hast du Lust, sie zu überraschen, Laurie?“ „Wir würden sie nicht finden.“ „Sie sind am Budlake, nicht war?“ „Martha wollte aber noch zu ein paar anderen Orten gehen.“ „Wir erwischen sie bestimmt noch dort.“ Ich sagte nichts. Er musterte mich mit einer fragenden Mine. „Gibt es vielleicht etwas anderes, das du gerne tun würdest?“ „Wir waren schon lange nicht mehr auf dem Boot.“ „Es ist schon fast ein wenig spät um die Jahreszeit und nicht das beste Wetter.“

Es hatte diese Nacht einen heftigen Sturm gegeben. Er war zwar abgezogen, jedoch herrschte immer noch ein starker Wind, und der Himmel hing voller dicker grauer Wolken. Ich sagte, „Wir könnten die Vertäuerung überprüfen.“ Vater machte eine kurze Pause. „Sicher, das könnten wir tatsächlich machen.“

Wir hatten das Boot seit zwei Jahren. Es war eine Moody 30 mit sieben Kojen in drei Kabinen. Angetrieben wurde es von einem Dieselmotor. Vater kaufte es aus zweiter Hand, als seine Firma ein gutes Jahr hatte, während der Boom Phase, als die Häuserpreise hoch waren.

Vater sprach ein wenig auf dem Weg zum Fluß. Ich antwortete nicht auf, hörte nur zu. Allmählich redete er weniger, bis wir wieder in gewohntes Schweigen verfielen. Ich nahm es ihm nicht übel, entschloß mich dann aber, etwas dagegen zu unternehmen.

Ich sagte, „Hast du den Bericht über den seziierten Körper gelesen, den sie im Wrack des Dreibeiners gefunden haben? Also zumindest seinen Kopf. Ich vermute, daß sie ihn gleich weggebracht haben, um nicht die Leute zu beunruhigen.“ „Da könntest du recht haben.“ „Aber es gab keine Hinweise auf irgend jemanden oder irgend etwas, was eine Sezierung hätte durchführen können.“

„Möglicherweise ferngesteuerte Roboter. Ein Teil der zerstörten Maschinen, welche in der Kapsel gefunden wurden.“

Ich sagte: „Es traf ihn, weil er aus dem Bauernhaus gerannt ist. Stell dir vor Andy oder ich wären aus der Scheune gerannt, dann wäre vielleicht einer von uns seziiert worden.“

Vater schwieg. Ich sagte: „Du hast mir nie gesagt, was du gefühlt hast, als es passierte.“ „Hab ich nicht?“ Ich sagte schroff: „Ich würde mich daran erinnern, wenn du es getan hättest.“

„Ich erinnere mich an diesen Morgen,“ sagte Vater langsam. „Ich erinnere mich sehr gut. Ich wachte früh auf und hörte in den Sechs – Uhr - Nachrichten etwas über ein seltsames Objekt in Dartmoor. Um viertel nach sechs gab es mehr, sie berichteten, wie groß es war, daß es drei Beine hatte und daß etwas Ähnliches in Amerika erschienen sei. Dann um sieben gab es einen konkreten Bericht, in dem der Verteidigungsminister sprach, außerdem wurde sämtlicher Verkehr umgeleitet, der in der Nähe der Landungsstelle vorbeifuhr. Ich fand heraus, daß sie das komplette Gebiet rund um Dartmoor abgeriegelt hatten. Als ich mich erinnerte, was du am Telefon über den Orientierungslauf erzählt hattest, war ich besorgt, daß du möglicherweise in die Sache verwickelt sein könntest.“

Ich fühlte mich ein wenig unbehaglich. „Es war ein großes Gebiet und es waren ein halbes Duzenden anderer Teams dort draußen, die nichts gesehen hatten.“

„Der Punkt ist, ich war mir ziemlich sicher, daß du irgendwo dort draußen warst, und es sah so aus, als würde sich etwas Schlimmes anbahnen. Ich begann zu telefonieren, zuerst habe ich die Polizei angerufen, dann BBC, am Ende hatte ich das Verteidigungsministerium am Apparat. Sie waren so sanft und beruhigend zu mir, wollten mich trösten, da wußte ich, daß es ernst war. Ich verlor meine Beherrschung und schrie sie an. Mir war egal, was sie dachten.“

Normalerweise war Vater sehr beherrscht und stets bemüht, freundlich mit Leuten umzugehen, die er nicht kannte. Der Gedanke, daß er die Beherrschung verlor, gab mir gleich ein besseres Gefühl.

Er fuhr fort: „Ich war bereits soweit, den Wagen aus der Garage zu holen, um dorthin zu fahren, um zu sehen, ob ich vielleicht irgendwie durch die Absperungen komme. Da hörte ich die Nachricht über den Luftangriff, und daß, was immer es auch war, zerstört wurde. Ich dachte, es wäre klüger, jetzt am Telephon auf eine Nachricht von dir zu warten. Das Warten erschien mir wie eine Ewigkeit.“

Ich sagte, „Wir waren in der Scheune in Sicherheit.“ Er nahm die Hand vom Lenkrad und drückte meine Schulter. „Du hast das einzig Vernünftige gemacht, dich still verhalten. Andy sagte mir, du hast ihn davon abgehalten aus der Hütte zu laufen. Als ich damals mit Ilse sprach, sagte sie, wir könnten uns darauf verlassen, daß du dich vernünftig verhältst.“ Ich wich seiner Hand aus. Er sagte: „Du weißt doch, daß Ilse dich sehr lieb hat.“ Ich schwieg. „So lieb wie Angela.“ Das wurde mir jetzt zu albern. Ich sagte: „Ich hoffe das Boot ist in Ordnung. Es war eine stürmische Nacht.“

Wir benutzten das Boot sehr oft in der ersten Saison, von da an jedoch immer weniger häufig. Ilse war nicht sehr begeistert, vielleicht, weil man in der Schweiz, wenn überhaupt nur auf Seen Boot fahren kann. Für gewöhnlich wurde ihr schlecht. Sie beschwerte sich nicht oder weigerte sich gar, mit auf die „Edelweiß“ – was für ein Name für ein Boot – zu kommen, irgendwann gingen wir einfach nicht mehr.

„Wir machten nie diesen Ausflug nach Guernsey.“ Ich weiß nicht, ob ich mich anklagend anhörte. Jedenfalls entschuldigte er sich. Er sprach von der Arbeit, die ihn schaffte, seine Kollegen, die dauernd krank waren und von Martha, die auch nie Zeit hatte, die wir jedoch brauchten. Martha besaß ein kleines Anwesen auf der Insel Channel bei Guernsey, das wir im Urlaub benutzten. Oder besser gesagt, letztes Jahr benutzt hatten. Dieses Jahr besuchten Vater, Ilse und Angela, Ilses Eltern in der Schweiz. Ihrem Vater ging es nicht gut. So ging ich ins Sommerferienlager.

„Wir machen es nächstes Jahr, versprochen“, sagte Vater. „Vielleicht etwas früher. Ostern, wie wäre es mit Ostern?“ „Klingt gut“, sagte ich.

Ich machte gerade meine Hausaufgaben, als das Telephon klingelte. Ich nahm ab und dachte, es sei Andy. Ich verstand nicht mehr als ein, zwei Wörter, erkannte aber, daß es Ilses Mutter war. Sie hatte einen Dialekt drauf, im Gegensatz dazu hörte sich Ilse wie eine BBC Sprecherin an.

Ich sagte, absichtlich langsam sprechend: „Hier spricht Laurie. Ich werde sie holen. Bitte warten Sie, please hold the line.“ Ich rief Ilse und ging auf mein Zimmer. Ich hatte das Radio angelassen und sie spielten den Trippy Song. Es war das Titellied der TV Show, mit einer vom Computer erzeugten Stimme begleitet, das innerhalb von einer Woche auf Platz eins der Charts stieg. Der Text war total doof, die Musik war nervig und wiederholte sich laufend, und die metallische Stimme reizte einen, aber es war eine dieser Nummern, die dir nicht mehr aus dem Kopf gehen, ein Ohrwurm halt, der sich auf der einen Seite einprägt, dich auf der anderen Seite in den Wahnsinn treibt. Die Sendung wurde binnen kürzester Zeit zu einem sensationellen Erfolg in der ganzen Welt, sogar in Rußland und China. Ich habe sie mir immer noch nicht angeschaut, teilweise deswegen, weil Angela sie so toll fand. Jedoch fühlte ich, daß mich die Musik auf seltsame Art und Weise fesselte.

Als ich meine Hausaufgaben beendet hatte, ging ich ins Wohnzimmer. Ilse und Vater waren dort. Er schenkte Getränke ein, während sie miteinander redeten. Als ich eintrat sagte Ilse gerade: „Jede Attacke wird ernster. Und es geht ihm schon lange nicht gut.“ „Ich meine ja nur“, sagte Vater „du könntest noch ein paar Tage abwarten.“ „Dann ist es vielleicht zu spät.“ „Ist etwas nicht in Ordnung mit dem Almöhi?“ – so nannten wir Ilses Vater – Vater nickte. „Eine Herzattacke.“ Er wandte sich wieder an Ilse, „Soweit ich es sehe, klang das was deine Mutter sagte, nicht allzu dramatisch. Er liegt ja nicht einmal auf der Intensivstation.“

„Aber es ist dramatisch für sie!“ Sie blickte Vater erschöpft und verletzt an. „Ich bin ja auch nicht begeistert jetzt zu gehen! Du weißt das. Aber...“ Ihre Stimme brach ab. Er ging zu ihr und nahm sie in den Arm. Ich blickte aus dem Fenster. Zwei Vögel kämpften um die orangenen Beeren an der Ranke, welche die Hauswand bedeckte. Vater sagte: „Ich werde dich in den nächst möglichen Flieger setzen. Was ist mit Angela?“ „Denkst du es wäre gut, wenn sie mit mir kommt?“ Das wäre wirklich sehr gut, dachte ich. In diesem Moment sah ich Angela in die Einfahrt einbiegen und ihr Fahrrad an die Wand lehnen. Jetzt sah auch Ilse sie und rief sie herein. Sie erklärte, daß *Großpapa* krank sei, und daß sie in die Schweiz müsse um ihn und *Großmutter* zu besuchen, und daß sie dachte, daß es am besten für Angela wäre mitzukommen.

„Wann?“ fragte Angela. „Sobald Papa Flüge bekommt. Irgendwann morgen.“ „Vor dem großen Ausritt mit dem Pony Club?“ Sie kauften ihr ein Pony im Frühsommer, ein kleines Shetland Pony mit einer widerlichen Laune, das auf den Namen Prinz hörte. Es hat mich schon zweimal gebissen und versucht mich zu treten, aber Angela war ganz verrückt nach ihm. Sie übte schon seit Wochen für dieses Pony Club - Ereignis.

„Ich vergaß den Pony Club“, sagte Ilse. „Wenn du trotzdem .... Ach nein, du bleibst hier. Wenn alles in Ordnung ist, bin ich wahrscheinlich nicht lange weg. Sie umarmte ihre Mutter. Sie war gut darin, ihren Willen durchzusetzen, ohne Ärger zu verursachen, im Gegensatz zu mir. Ich dachte an den Almöhi. Er war ein bärtiger, rauher Mann und hatte ein rotes Gesicht, weil er sein ganzes Leben mehr als 1500 Meter über dem Meeresspiegel gelebt hatte. Er spricht gut Englisch, da er ein Gasthaus führte, jedoch sprach ich nie viel mit ihm. Was Angela betraf, hatte ich das Gefühl, daß er sich viel mehr gefreut hätte, sie zu sehen als Ilse. Er mußte sich wohl damit abfinden, daß sie lieber auf einem Pony herumritt als ihn zu besuchen. Menschen haben eben



unterschiedliche Prioritäten. Ich bedauerte zwar seinen Herzinfarkt, jedoch nicht, daß Ilse abreiste. Es wäre zwar noch besser gewesen, wenn Angela auch mitgegangen wäre, aber man kann eben nicht alles haben.

## *Kapitel 3*

Ungefähr eine Woche nachdem Ilse in die Schweiz abgereist war, tat ich mir zum ersten Mal eine Trippy Show an. Vater war nicht zu Hause und Martha hatte Angela zum Einkaufen mitgenommen. Sie hatte sich zuerst geweigert, weil sie die Show sehen wollte, doch bevor ich sie noch am Hals gehabt hätte, versprach ich ihr die Show auf Video aufzunehmen. Ich schaltete den Videorecorder ein, und bei der Gelegenheit schaute ich sie mir gleich an.

Es war eine Mischung aus Zeichentrick, Live Action und Computeranimation. Die Animation war auf dem Stand der Technik, bot jedoch nicht viel Neues. Die Cartoons waren sehr detailliert und realistisch gezeichnet und sahen schon fast animiert aus. Selbst die animierten Teile der Show waren voller Dreibeiner-Gestalten. Die ganze Sache wurde von Musik begleitet, die zuerst chaotisch wirkte, dann aber nach einer gewissen Zeit des Zuhörens einem bestimmten Muster folgte, so daß Geräusche und Rhythmus auf unheimliche Weise zu harmonisieren schienen.

Ich habe gehört, daß es eine Comedy Show sein soll, in der man sich über die Dreibeiner lustig macht, sie als dumme Giganten hinstellt, die herumstolpern und andauernd Schwierigkeiten bekommen, da sich ihre Beine verknoten, so etwas in der Art.

Am Anfang war das auch so, jedoch änderte sich später das Thema. Der zweite Teil handelte von einer Jungfrau in Not, gefangen genommen und in Ketten gelegt von einem widerlich aussehenden Drachen, und von einem Ritter, der versuchte sie zu retten. Es war eine historische Comicverfilmung, mit ihm in einer strahlenden Rüstung und ihr in einem langen Kleid.

Die Rettungsversuche des Ritters schlugen laufend fehl, weil er sich so dumm anstellte. Einige davon waren richtig lustig, ich mußte sogar ein, zweimal lachen. Aber allmählich wurde es weniger lustig, dann richtig unheimlich. Im Gesicht des Mädchens zeichnete sich mehr und mehr Verzweiflung ab, der Ritter schwitzte vor Angst, und der Drache sah unheimlicher aus und war jetzt doppelt so groß wie zuvor.

Schließlich wurde der Ritter von einer Krallen des Drachens durchbohrt und von dessen Pranken auf dem Boden zermalmt, realistisch aussehendes Blut schoß aus den klaffenden Wunden. Sein Maul öffnete sich und kam dem Kopf des Mädchens gefährlich nahe. Die Musik war unruhig und unharmonisch. Es folgte eine Nahaufnahme vom Gesicht des Ritters und er sah wirklich so tot aus, wie man es sich nur vorstellen kann. Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter.

Das war der Augenblick, in dem der Dreibeiner am Horizont erschien, hinter ihm ging die Sonne auf und die Musik veränderte sich. Sie wurde zum Trippi Song, jedoch harmonischer als sonst, gespielt von einem Orchester, das alles bot, von der Orgel bis hin zum Jagdhorn. Es klang glorreich und hoffnungsvoll. Die silbernen Fühler hatten einen sanften Schimmer, als sie herabglitten, nicht diesen harten metallischen Glanz, an den ich mich erinnerte.

Einer schützte das Mädchen, ein zweiter hob den Ritter auf, der dritte bohrte sich wie ein Speer in die aufgeblasene Brust des Drachen.

Es endete mit der Befreiung des Mädchens, der Heilung des Ritters und damit, wie beide auf ein Pferd stiegen und in den Sonnenaufgang ritten. Der Drachenkadaver zerfiel zuerst zu Knochen und dann zu Staub. Der Dreibeiner trat in den Vordergrund der Szene, mit der aufgehenden Sonne im Hintergrund, wodurch sich um seine Kapsel eine schimmernde Korona bildete. Dann setzte das Trippy Lied ein, und ein Vielzahl von Stimmen jubelten dem Dreibeiner zu und schrien immer wieder: „Heil Dreibeiner! Heil Dreibeiner! Heil Dreibeiner!“.

Ich hab es mir bis zum Ende angesehen und es war sicherlich nicht langweilig, jedoch fühlte ich mich durch nichts, was ich sah, dazu veranlaßt, mir noch einmal eine Trippy Show anzusehen. Aber ich kannte eine Menge Leute, die verrückt danach waren, wie Angela. Und der Wahnsinn beschränkte sich nicht auf die Kinder, viele Erwachsene waren ebenfalls begeistert davon.

Ich spulte das Band zurück und drückte Play um zu sehen, ob alles geklappt hatte. Ich bekam den Beginn einer Antiquitäten-Sendung zu sehen, die anscheinend Martha irgendwann einmal aufgenommen hatte. Ich dachte, daß ich wohl die Kassette zuvor nicht ganz zurückgespult hatte, doch als ich einen Mann sah, der über wurmstichige Schreibtische gebeugt war, erkannte ich, was passiert war. Es war etwas, das ich vor der Trippi Show kurz auf einem anderen Programm verfolgt hatte. Ich hatte wohl vergessen, den Videorecorder auf den anderen Sender zu stellen und nun das Verkehrte aufgenommen.

Als sie zurückkamen, war ich in meinem Zimmer. Ich hörte das Auto stoppen, die Vordertür sich öffnen und dann Angelas Stimme nach mir rufen. Ich dachte, daß es das Beste wäre, es gleich hinter mich zu bringen. Ich traf sie im Flur. „Wo ist es? Das Video. Du hast es nicht beschriftet.“ „Nein, ich hab es vergessen. Es tut mir leid. Ich habe vergessen, den richtigen Kanal am Videorecorder einzustellen.“ „Das ist nicht lustig, Laurie. Wo ist das Band?“ Ich schüttelte den Kopf, und sie begriff, daß ich es ernst meinte. „Das ist nicht wahr!“ Ihre Stimme wurde zu einem Heulen. „Das ist nicht wahr! Wie kannst du nur so gemein sein!“

Martha kam herein und sah sie weinen. Sie fragte was los sei. Ich sagte: „Ich habe vergessen, die Trippy Show aufzunehmen. Eigentlich habe ich es nicht vergessen ....“

Martha sagte unfreundlich: „Du hast es ihr versprochen.“ „Ich weiß und es tut mir ja leid.“ Das Heulen wurde lauter und wilder, ich mußte meine eigene Stimme anheben, um gehört zu werden. „Wie auch immer. Ich glaube sowieso nicht, daß das Programm etwas für Kinder ist. Ich denke, du würdest mir zustimmen, wenn du es gesehen hättest. Du betonst doch immer, wie schlimm du Gewalt im Fernsehen findest, und...“

Angelas Gesicht war weiß und angespannt, als sie ohne Vorwarnung wie ein kleiner wildgewordener Stier auf mich zustürmte.

Ich ergriff das Treppengeländer, um ihr auszuweichen und der Stier verwandelte sich in eine wild um sich kratzende Katze. Ich hörte Marthas Stimme, die erschrocken rief, „Angela“, den Rest verstand ich nicht, da ich alle Hände voll damit zu tun hatte, mich zu verteidigen. Es war erstaunlich, sie war erst sieben und nicht sehr groß für ihr Alter, doch ich mußte meine ganze Kraft einsetzen, um sie mir einigermaßen vom Leib halten zu können. Schließlich entschied ich mich dazu, sie auf die Treppe zu drücken. Sie wehrte sich und schrie noch eine Weile, dann erschlaffte ihr Körper. Sie blieb liegen, als ich aufstand, und Martha sagte: „Was hast du mit ihr gemacht?“ „Nichts. Ich hab nur versucht, sie davon abzuhalten, mich umzubringen.“ Ich merkte, daß etwas von meiner Wange tropfte und als ich hinfaßte, sah ich, daß meine Hand voller Blut war.

Martha kniete sich neben Angela. Sie sagte: „Ist alles in Ordnung, mein Engel?“ Angela antwortete nicht, jedoch begann sie wieder zu schluchzen, sie hörte sich jetzt nicht mehr aggressiv an, sondern nur noch kläglich. Martha sagte, daß wir sie zu Bett bringen sollten. Wir mußten sie praktisch ins Bett tragen.

Martha sprach am Abend mit Vater über den Zwischenfall. Angela war immer noch in ihrem Zimmer und er ging hoch, um nach ihr zu sehen.

Als er herunterkam, sagte er: „Es scheint wieder alles in Ordnung zu sein.“ „Es hat mich beunruhigt“, sagte Martha. „Sie war...nun ja, gewalttätig.“ Vater sagte: „Kinder haben halt nun mal Stimmungsschwankungen und brauchen nicht immer einen Grund für das was sie tun.“ Er lächelte mich an. „Bei Laurie war das nicht anders, als er in diesem Alter war.“

Ich erinnerte mich an damals, als er zu mir gesagt hatte, daß er mit mir Fußball spielen wolle und es nicht tat. Als er schließlich kam, trat ich ihm gegen seine Schienbeine. Ich hatte aber einen guten Grund. Das war, bevor Ilse zu uns kam, aber ich wußte von ihr und wußte, daß er mit ihr am Telefon sprach und darüber sein Versprechen mir gegenüber vergessen hatte.

Als Angela herunterkam, schien sie sich normal zu verhalten, zumindest den anderen gegenüber. Zu mir sprach sie kein Wort.

Martha ging, um das Abendessen zu machen und sie ging zu dem Stapel mit den Videokassetten. Wir beide sahen, was sie herausnahm. Eine Kassette mit Trippy Shows. Vater sagte, „Ich glaube, wir wollen das jetzt nicht sehen, Angela. Es gibt außerdem gleich Abendessen, Martha sagte eine halbe Stunde.“

Ich erwartete, daß sie eine ihrer üblichen Szenen abzog, aber ihr Gesicht war leer, als sie ihn anstarrte, die Kassette in ihrer Hand.

Vater sagte nach einem Moment: „Also gut, aber mach es leise. Ich glaube, ich werde mal die Wetterhotline anrufen um zu sehen, wie das Wetter in den Alpen ist.“

Ich ging in mein Zimmer. Die Trippy Musik verfolgte mich, als ich die Treppe hinaufging. Wir hatten eine Doppelstunde Physik am Montag morgen, was einem gleich einen deprimierenden Start in die Woche garantierte. Der wilde Bill hatte sich verspätet, und wir schwätzten miteinander. Die Gespräche drehten sich um die letzte Trippy Show. Ich bemerkte, wie verschieden die Meinungen über die Folge waren. Manche sagten sie wäre lausig gewesen, andere schwärmten geradezu von ihr. Ich konnte keinen logischen Grund erfahren, warum jemand dafür war oder sie nicht mochte.

Andy sagte nur, daß es diesmal ein bißchen blöd gewesen wäre. Ich sagte, es war nicht blöd gewesen, es war einfach nur kitschig mit ein paar Lachern an manchen Stellen mit dem Ritter und dem Drachen.

Rodney Chambers, in der Reihe vor mir, sagte, „Was weißt *DU* schon.“

Ich war verduzt, nicht wegen der Bemerkung, sondern weil ER sie gemacht hatte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, daß er jemals seine Meinung über irgend etwas gesagt hätte. Ich sagte: „Es ist meiner Meinung nach der größte Quatsch. Meine kleine Schwester ist aber ganz scharf darauf. Ich denke doch, das ist eher was für Kinder in ihrem Alter.“

Chambers stand auf. „Halts Maul“, sagte er. „Oder ich stopf es dir!“ Er ballte seine Faust. Das überraschte mich, er hatte sich bis jetzt noch nie geprügelt, aber es war sein Gesichtsausdruck, der mich erschreckte. Es war genau derselbe, der sich auf Angelas Gesicht abgezeichnet hatte, bevor sie diesen Tobsuchtsanfall bekam.

Die anderen schauten gespannt zu. Ich zuckte mit den Schultern und versuchte zu grinsen. „Die Trippy Show ist das Beste, was es im Fernsehen gibt.“ Er lehnte sich zum mir nach hinten. „Los, sag es, Cordray!“

Die Klassenzimmertür öffnete sich, und der wilde Bill kam herein.

„Eine kleine Diskussion unter Schulkollegen, Ladies und Gentlemen? Aber vermutlich nicht über Physik.“ Er fuhr mit seinen Fingern durch sein Haar und blieb vor uns stehen. „Hörte ich da nicht eben etwas über die Trippy Show? Zufälligerweise habe ich sie mir gestern auch angesehen, und ich muß gestehen, sie gefiel mir besser als ich erwartet hätte. Es hat eine seltsame und sehr neugierig machende Ausstrahlung.“

Er schwieg einen Augenblick. „Ja, sehr merkwürdig. Aber ich schlage vor, wir konzentrieren uns lieber auf Physik. Kapitel 9, glaube ich.“

Vater erzählte Ilse nichts von Angelas sonderbarem Verhalten, ich denke, er wollte sie nicht beunruhigen. Er telephonierte mit ihr jeden Abend, sobald er nach Hause kam. Es schien dem Almöhi nicht schlechter zu gehen, jedoch ging es ihm auch nicht besser. Sie wollte nach Hause kommen, fühlte sich jedoch verpflichtet, noch zu bleiben, da die nächste Herzattacke die letzte sein konnte. Das war mir ganz recht. Martha war zwar schwieriger als Ilse, keine Frage, aber ich wußte wenigstens, woran ich bei ihr war.

Angela schien ihre Mutter nicht zu vermissen, das einzige, was sie interessierte, war die Trippy Show. Sie kümmerte sich auch nicht mehr um ihr Pony, und Martha mußte sie laufend daran erinnern, daß sie üben und mit ihm ausreiten müsse. Sie hatte alle Folgen auf Video, die, die ich verpaßt hatte, bekam sie von irgend jemanden und schaute sie den ganzen Tag lang. Martha versuchte, sie davon wegzubringen, aber Angela reagierte nur hysterisch darauf, und erzwingen wollte Martha es nicht. Sie trat dem neuen Trippy - Fanclub bei und jeden Tag kamen neue Fanartikel per Post. Ich hörte eines abends, wie Martha zu Vater sagte, daß sie etwas unternehmen wolle. Vater erwiderte: „Kinder haben halt mal diese verrückten Phasen.“ „Das ist keine verrückte Phase, denk nur daran, wie sie reagiert, wenn man ihr etwas zu sagen versucht. Ich bin mir nicht sicher, ob sie nicht vielleicht Hilfe braucht.“ „Ich dachte, du verachtest Psychiater“ „Ich denke, Geoffrey kann sie sich zumindest mal ansehen.“ Geoffrey Monmouth war unser Hausarzt. Er und Vater spielten zusammen Golf.

„Ich sehe keinen Grund dafür.“ Seine Stimme klang verärgert. Vielleicht, weil es ihm nicht gefiel, zugeben zu müssen, daß mit seinem Engel etwas nicht stimmte, besonders noch vor jemandem aus dem Golfclub. „Du hast noch keine ihrer Launen gesehen.“ Vater antwortete nicht.

Es gibt noch andere Dinge, weswegen wir uns sorgen sollten, abgesehen davon, wann Ilse zurückkommt.“ Ich hörte das Gespräch vom Wohnzimmer aus. Ich wendete mich ab und ging in mein Zimmer.

Einige Tage später kam die „Tägliche Morgenpost“ mit einem negativen Artikel über die Trippy - Erscheinung. Wir hatten diese Zeitung nicht zu Hause, aber sie machte die Runde im Schulhof. Es gab eine große Überschrift auf der Titelseite.

#### TRIPPY GEHIRNWÄSCHE?

Darunter die Frage: IST DIESE SENDUNG EINE BEDROHUNG FÜR UNSERE JUGEND? Der Artikel berichtete von einigen Psychologen, die behaupteten, daß der Dreibeiner Kult eine fanatische Anhängerschaft entwickelt, und daß es Anzeichen dafür gäbe, daß die Sache außer Kontrolle geriet. Sie schrieben von Kindern, im Vergleich zu denen verhielt sich Angela völlig normal.

Ein Junge hatte versucht, sein Haus niederzubrennen, nachdem man ihm die Trippy Show verboten hatte. Und ein dreizehnjähriges Mädchen hatte fast ihren Vater mit einem Küchenmesser getötet. Sie beklagten, daß die Zustände in anderen Ländern sogar noch schlimmer seien. In den USA und in Deutschland verließen die Kinder ihr zu Hause, um in Trippy Gemeinschaften zusammenzuleben. So schnell sie zurückgebracht wurden, so schnell rissen sie auch wieder aus.

Jemand holte ein Feuerzeug hervor und zündete die Zeitung an. Der Rest sah zu, wie die Zeitung verbrannte. Ihre Gesichter erinnerten mich an einen Film, den ich mal gesehen hatte, in dem Menschen Hexen verbrannten. Sie murmelten immer noch, als die erste Stunde, mal wieder Physik, begann. Der Lärm verstummte auch nicht, als der wilde Bill hereinkam, und ich erwartete, daß er gleich für Ruhe sorgen würde. Er war sehr penibel, was die Klassendisziplin anging. Statt dessen musterte er die Trippy Fans mit einem belustigten, ja fast zufriedenen Gesichtsausdruck.

Er sagte: „Ich habe gesehen, daß ihr diese teuflische Zeitung verbrannt habt. Wir hatten eine im Lehrerzimmer, und ich habe sie ebenfalls verbrannt.“ Von den Trippy Fans bekam er tosenden Applaus, der nicht endete als der Schulsekretär, Mr. Denlum, klopfte und eintrat. Er war ein kleiner Mann und etwas ängstlich, vor allem, wenn es um den wilden Bill ging.

Er trat auf ihn zu und flüsterte etwas. Der wilde Bill lächelte verächtlich.

„Wenn der Direktor mich zu sehen wünscht, stehe ich ihm selbstverständlich zur Verfügung.“ Er sagte, wir sollten mit unserer Arbeit weitermachen und verließ den Raum mit Denlum, der hinter ihm her schlich. An der Tür blieb er stehen und drehte sich um. Er lächelte noch immer, als er ausrief, ja fast brüllte: „**Heil Dreibeiner!**“ Die Dreibeiner Fans, die sich selbst Trippies nannten, waren das Top Thema der Nachrichten an diesem Abend. Sie zeigten einen Mob von Trippies, die vor dem Gebäude der „Täglichen Morgenpost“ auf die Barrikaden gingen, und es kam schließlich zu Ausschreitungen, als die Polizei versuchte, sie zu zerstreuen.

Man sah, wie Trippies abgeführt wurden und einen Polizisten, dem das Blut über das Gesicht lief. Der Sprecher berichtete, daß sich eine zweite Ansammlung vor dem Haus des Verfassers versammelt hatte. Es wurden Scheiben eingeworfen und die Hauswand mit Dreibeinern und deren Symbolen beschmiert.

„Im House of Common“, so der Sprecher weiter „sagte heute abend der Premierminister, daß die Situation sehr genau beobachtet werde. Es bestehe Grund zur Sorge, daß das Beispiel der Trippy Anhänger, in Gemeinschaften zusammenzuziehen, sich nun auch in England ausbreitet. Es wird berichtet, daß es sich verschiedene Gruppen in London bereits in leeren Wohnungen und Bürogebäuden häuslich eingerichtet haben, und daß ähnliche Gemeinschaften auch schon in einigen Provinzstädten entstanden sind, einschließlich Birmingham und Exter.“

Martha sagte: „Ich begreife nicht, warum sie es so weit kommen lassen. Man müßte energischer durchgreifen.“ „Leichter gesagt als getan“, sagte Vater. „Da liegt ja der Hund begraben. Es wird zuviel geredet und zu wenig getan.“

Der Nachrichtensprecher begann über Aktien und die Wirtschaft zu sprechen und von einer finanziell bedingten Panik, und Angela, die bis jetzt vor dem Fernseher gesessen war und auf den Bildschirm gestarrt hatte, stand auf und verließ den Raum. Martha und Vater sprachen weiter über die Aufstände. Sie wurde immer wütender und er stimmte ihr zu. Er war nicht gerne lang anderer Meinung als sie. Er sagte gerade, „Ja, die Trippy Show sollte verboten werden“, als ich die Haustüre sich öffnen und schließen hörte. Ich sagte: „Das war Angela.“ Vater drehte sich zu mir um. „Was?“ „Gerade eben ist sie rausgegangen.“ Er fragte Martha: „Hat sie zu dir gesagt, daß sie noch einmal fort will?“ „Nein, aber ich könnte mir vorstellen, daß sie zu Emma geht.“ Emma war eine ihrer Freundinnen im Dorf.

Ich sagte: „Sie ging nach dem Bericht über die Gemeinschaft der Trippies in Exter.“ „Das kann sie doch nicht ...“ begann Martha. Vater sprang auf und rannte zur Tür hinaus, ich folgte ihm.

Emmas Haus lag einige hundert Meter rechts neben unserem Haus. Angela ging aber links herum, Richtung Bushaltestelle. Vater brauchte meine Hilfe, um sie zurückzubringen. Sie wehrte sich eine Zeit lang, bevor sie plötzlich nachgab. Er trug sie auf ihr Zimmer, und Martha und ich schauten zu. Sie lag da und starrte an die Decke. Sie antwortete ihm nicht, schaute ihn nicht an und bewegte sich nicht.

Dr. Monmouth kam sofort vorbei. Er wohnte in der Nähe. Er war ein schwächlicher Mann, kleiner als Vater, mit einem Milchbubi - Gesicht und dünnem Haar. Er sprach schnell und stotterte ein wenig. Vater erklärte ihm, was geschehen war.

Nachdem er Angela untersucht und ihr mit einer kleinen Taschenlampe in die Augen geleuchtet hatte, sagte er zu Vater: „Wie du weißt, benutze ich manchmal Hypnose. Wie wir beide wissen, ist das etwas, dem du eher skeptisch gegenüberstehst. Wenn du willst, gebe ich ihr ein Beruhigungsmittel und überweise sie ins Krankenhaus.“

Jedoch würde ich lieber erst mal versuchen, sie zu hypnotisieren. Dadurch könnten wir möglicherweise eine Vorstellung von dem bekommen, was der Grund für ihr Verhalten ist. D-Darf ich?“ Vater sagte widerwillig: „Ich nehme an, es ist ungefährlich für sie.“ „Ganz bestimmt.“ Dr. Monmouth setzte sie auf, behandelte sie freundlich, aber bestimmt. Aus seiner Tasche zog er eine kleine Metallkugel, die an einer Kette befestigt war, und begann, sie vor ihrem Gesicht hin und her pendeln zu lassen. Ich hatte so etwas schon mal im Fernsehen gesehen, und es war interessant, ihm zuzusehen und seiner Stimme zu lauschen, sie war sanft und monoton: „Du fühlst dich müde... müde... müde... und schläfrig. Deine Augenlider werden schwer... . Schließe deine Augen... . Du schläfst ein...“ Ich wurde selbst ein wenig benommen. Dr. Monmouth ließ das Pendel in seiner Tasche verschwinden. Er sagte: „Angela, kannst du mich hören?“ Mit einer seltsamen Stimme sagte sie: „Ja.“ „Gibt es irgend etwas, das du tun willst – das du tun m—mußt?“ Keine Antwort. Er sagte: „Erzähle mir. Was ist das, das du tun mußt?“ Sie sagte langsam: „Dem Dreibeiner gehorchen.“ „Was b—bedeutet das, Angela?“ „Der Dreibeiner ist Gott, der Dreibeiner weiß alles.“ „Alles?“ „Alles über jeden und über alles andere.“ „Aber warum machst du solche Sachen?“ „Ich mache, was der Dreibeiner will.“ „Und wer sagt dir, was er will?“ „Der Dreibeiner.“ „Hat dir der D--Dreibeiner gesagt, daß du von zu Hause weglaufen und den Trippies beitreten sollst?“ „Ja.“

Dr. Monmouth hielt ihre Arme in seinen Händen. „Hör mir zu, Angela, hör mir genau zu. Es gibt keinen Dreibeiner. Du hast nie die Trippy Show gesehen. Es gibt keine Trippy Show. Du magst das Fernsehen nicht. Du bist eine selbständig denkende Person, niemand und nichts kann deine Gedanken beherrschen. Ich werde jetzt bis fünf zählen und dann wirst du aufwachen, du wirst dich nicht an meine Worte erinnern, aber **erinnere** dich an das, was ich gesagt habe. Eins, zwei, drei,...“

Bei fünf öffneten sich ihre Augen. Sie sagte: „Was ist los?“ Sie schaute uns an, wie wir um ihr Bett standen. „Ich bin doch nicht etwa krank, oder?“ „Er lächelte beruhigend.“ „Nein. Es geht dir jetzt wieder gut. Du bist jetzt wieder bereit für alles. Willst du Fernsehen?“ „Nein.“ Sie schüttelte heftig ihren Kopf. „Nein, will ich nicht.“ Angela blieb in ihrem Zimmer und ordnete ihre Puppen. Sie hatte mehr als ein Duzend und ich bemerkte erst jetzt, daß es Wochen her war, seit sie zum letzten Mal mit ihnen gespielt hatte.

Ich ging mit den anderen runter, und Vater schenkte ihnen Drinks ein. „Ich bin immer noch nicht sicher, ob ich verstehe, was da passiert ist.“ Er reichte Dr. Monmouth ein Glas. „Wurde sie schon mal von irgend jemandem hypnotisiert? Wenn ja, von wem?“ „Du hast es doch gehört: der Dreibeiner.“ sagte Martha, „Das ist lächerlich. Der Dreibeiner wurden zerstört... Aber die TV Show... kann das möglich sein?“

Dr. Monmouth nahm einen Schluck von seinem Drink. „Hypnose erzeugt einen Zustand von künstlich erzeugtem Schlaf oder Trance, in dem das Subjekt empfänglich für Suggestionen ist. Es gibt verschiedene Methoden einen solchen Zustand herbeizuführen. Ich weiß zwar nicht, ob es schon einmal durch das Fernsehen versucht wurde, doch ich würde diese Möglichkeit nicht ausschließen.“ „Aber wie ist eine Suggestion über das Fernsehen möglich, wie soll das funktionieren?“ fragte Vater.

„Ich vermute, über das Unterbewußtsein. Eine Nachricht, für eine Millisekunde eingeblendet, unterstützt von gesprochenen unterschwelligten Botschaften, ‚Heil D-Dreibeiner‘. Es ist interessant, daß manche Leute betroffen sind, es auf andere jedoch keine Wirkung zu haben scheint. Aber so ist es ja bei vielen Dingen. Schnell flimmerndes Licht, zum Beispiel, macht den m—meisten Menschen nichts aus, löst jedoch bei einer Minderheit

Epilepsie aus. In diesem Fall könnte es das Resultat einer geringfügigen kortikalen Unregelmäßigkeit sein. Eine Abweichung im Alpha Rhythmus vielleicht, der die Menschen empfänglich macht.“

„Aber wer könnte so etwas tun?“ fragte Martha „Die Russen?“

„Ich nehme an, daß das möglich ist. Aber die Sendung hat ihren Ursprung in den Vereinigten Staaten.“ „Warum sollten die Amerikaner so etwas tun? Es ergibt keinen Sinn.“

„Es hat in der Vergangenheit schon Experimente mit unterschwelligem Botschaften in der Werbung gegeben. Vielleicht bereitet jemand die Einführung eines D—Dreibeiner Spielzeugs vor, und das Projekt ist schiefgelaufen. Oder vielleicht ist es auch nur eine Massenhysterie, wie bei Popstars. Hysterie und Hypnose, beides bedeutet die Aufgabe des eigenen Willen, und irgendein Freak hat es mit dieser Sendung ausgelöst.“

Vater fragte, „Meinst Du?“

„Ich weiß es nicht. Aber es gibt noch eine dritte Möglichkeit.“ „Welche?“ „Fernsehsignale werden nicht durch die Ionosphäre behindert. Die Sendung wurde zwar in Amerika gesendet, jedoch könnten Signale, welche die Suggestionen enthalten, von irgendwo anders her über die Original Frequenzen gesendet werden.“ Er machte eine Pause.

„Aus dem Weltraum.“

Martha schüttelte ihren Kopf. „Nun wird es aber langsam lächerlich“ Vater sagte: „Du meinst die Dreibeiner könnten so etwas tun? Ist das nicht ein wenig unwahrscheinlich? Die Dreibeiner waren schließlich ein Witz.“

„Wissenschaftliche Entwicklung muß nicht immer so verlaufen, wie wir es gewohnt sind. Die Inkas besaßen ein prächtiges Straßennetz, waren jedoch nicht in der Lage, das Rad zu erfinden. Die Tatsache, etwas so Unbeholfenes wie einen Dreibeiner zu benutzen, bedeutet nicht, daß sie, zum Beispiel was das Manipulieren des Geistes angeht, nicht sehr viel weiterentwickelt sein könnten als wir.“

Vater schüttelte den Kopf. „Ein Werbegag, der außer Kontrolle geraten ist, scheint mir da wahrscheinlicher.

Das Thema in allen Nachrichten waren die Trippies, die demonstrierten, Lieder über den Dreibeiner sangen und sich mit der Polizei prügeln. Und das nicht nur in England, es gab ähnliche Szenen aus Amerika und Kanada, Australien und Europa. Es gab Gerüchte, daß es auch hinter dem eisernen Vorhang geschah, jedoch sah man keine Bilder davon.

Die Medien hatten den Namen Trippy erfunden und sie nannten die Demonstrationen Trippings. Die Trippies übernahmen das und sangen einen neuen Song aus der Trippy Show.

„Tanze mit dem Dreibeiner, tanz, Trippy tanz...“

Plötzlich kam Bewegung in die Trippies. Es begann in London. Wir verfolgten den Report am frühen Abend, es war wie eine Massenwanderung.

Sie organisierten sich und fuhren mit Autos und Wohnmobilen aus der ganzen Stadt, hinaus aufs Land. Viele warteten am Straßenrand. Das Wetter war schrecklich, mit sintflutartigen Regenfällen aus einem schwarzen, wolkenverhangenen Himmel und heftigen Sturmböen. Sie standen geduldig im Regen, naß, verwahrlost aber unbeschwert.

Viele von ihnen trugen handgeschriebene Wegweiser und Schilder: HEIL DREIBEINER! ES LEBE DER DREIBEINER! oder nur gemalte Bilder eines Dreibeiners. Autos und Wohnmobile, die von anderen Trippies gefahren wurden, hielten an, um sie mitzunehmen und fuhren überladen weiter. Die Polizei sah zu, versuchte jedoch nicht sie aufzuhalten.

Ich dachte darüber nach, als ich ins Bett ging. Ich war nicht sicher, ob ich sie bemitleiden sollte oder nicht. Es waren erbärmliche Szenen, sie waren naß und froren sicherlich, aber es sah nicht so aus, als ob sie das in irgendeiner Weise störte. Ich fragte mich, wie so etwas sein konnte. Hatte Dr. Monmouth vielleicht doch recht, mit seiner Hypothese über Hypnose durch Signale aus dem Weltall? Aber was soll diese Massenflucht jetzt bedeuten? Sie erinnerten mich irgendwie an Lemminge, die plötzlich massenweise scheinbar ziellos auf und davon rennen und sich schließlich ins Meer stürzen.

Vermutlich wäre auch Angela jetzt unter denen gewesen, wenn Dr. Monmouth nicht den Bann gebrochen hätte. Einige der Trippies sahen nicht älter aus als sie. Der Gedanke ließ mich erschauern.

Am nächsten Morgen wachte ich sehr früh auf. Ich schaltete, während ich frühstückte, den Fernseher an und starrte entsetzt auf den Bildschirm. Ein Dreibeiner stand in der Mitte des Bildes, mit durchnässten, graugrünen Feldern hinter sich. Winzige Punkte schwärmten wie Bienen um seine gigantischen Füße. Der Nachrichtensprecher sprach mit einer atemlosen und aufgeregten Stimme.

„Die zweite Dreibeiner Invasion! Es ist der reine Irrsinn – auch in Deutschland und in den Staaten wird von mehreren Landungen berichtet – aber was ist das hier – wie soll man das beschreiben? – Eine Willkommens - Parade? Das ist wirklich unglaublich....“

Die Kamera wechselte die Einstellung und zeigte jetzt Nahaufnahmen. Der Schwarm aus Punkten verwandelte sich in Menschen. Hunderte....Tausende von ihnen! Sie winkten und jubelten und schwenkten Trippy Fahnen.

## Kapitel 4

Es war eine Pattsituation entstanden. Die Dreibeiner bewegten sich nicht, und keiner ging gegen sie vor. Es gab keine Möglichkeit sie anzugreifen, ohne dabei die Trippies zu verletzen, die sich um sie geschart hatten. Der Dreibeiner, der uns am nächsten war, stand nördlich von Exter. Es gab drei weitere in England, einen in Schottland, zwischen Edinburgh und Glasgow, und einen in Irland, südlich von Dublin. Es war das selbe Bild in den Industrienationen der restlichen Welt. Jemand hatte ausgerechnet, daß auf ungefähr zehn Millionen Menschen ein Dreibeiner kam. Die meisten landeten inmitten dichtbesiedelter Regionen.

Die Trippy Show wurde aus dem Programm genommen, jedoch kam sie wenig später wieder und wurde jetzt über unsere eigenen Satelliten ausgestrahlt. Die Regierung versuchte die Ausstrahlung zu blockieren, jedoch war das unmöglich, da die Frequenzen schneller geändert wurden als man sich anpassen konnte.

Martha sagte, daß sie das Fernsehen völlig abschalten sollten. Vater antwortete: „Das können sie nicht tun.“

„Warum nicht? Im Krieg wurde es auch gemacht.“ Ich wollte fragen, welchen Krieg sie meinte. Es war erstaunlich, mit welcher Beiläufigkeit erwachsene Menschen über Krieg sprechen konnten, als würden sie über das Wetter reden.

Vater sagte: „Fernsehen war damals nicht das Hauptkommunikationsmittel, sondern das Radio. Als ich noch klein war, hatte vielleicht einer von hundert Haushalten ein Fernsehgerät. Würden sie es heute abschalten, würde es zu einer Panik kommen.“

Sie müssen irgend etwas unternehmen. Mrs. Golightly hat mir erzählt, daß ihr Dienstmädchen zum Trippy geworden ist. Gestern machte sie sich zum Dreibeiner auf, und diesen Morgen ist sie nicht zur Arbeit erschienen.“ „Wenn uns nichts Schlimmeres passiert, als daß wir die Haushälterin verlieren, dann geht es ja noch.“

Ich kam gerade von der Schule nach Hause. Ich sagte: „Ich denke, ich sollte euch sagen, daß Andys Mutter fort ist.“ Martha fragte, „Bist du sicher?“ „Das Haus war leer, als er gestern heim kam. Er dachte, daß sie jemanden besuchte, sie kam jedoch nicht zurück. Und sie hinterließ keine Nachricht, wie gewöhnlich, wenn sie wegging.“ Martha war schockiert. „Meinst du etwa, er ist ganz alleine im Haus?“ „Das nehme ich an. Er kann gut für sich selbst sorgen.“ Sie drehte sich zu Vater um. „Geh und hol ihn. Er sollte besser bei uns wohnen, solange das hier nicht vorbei ist.“ „Ich wollte gerade Ilse anrufen.“ Sie sah ihn verzweifelt an. „Das kann warten.“

Ich wußte, daß Vater recht wohlhabend war, obwohl er viel Zeit damit verbrachte, sich über zu hohe Steuern und zu wenig Geld aufzuregen, und ich nahm an, daß Martha auch ziemlich reich war.

Aber mein Onkel Lan war wirklich ein Industriemagnat. Ihm gehörten mehrere Firmen in London, die alles von Kaffee bis hin zu Immobilien abdeckten, und er besaß einen Royce und einen Porsche und einen dieser kleinen fantastischen MR-2 Sportwagen, zum Einkaufen. Er und Tante Caroline (Vaters Schwester) jetteten viel herum, da er Mitgesellschafter in einer Firma in Tokio und einer anderen in New York war. Zwischendurch lebten sie in einem wahren Palast, mit Pools innen und außen, Tennisplätzen, einem halben Dutzend Ställen und einem Grundstück, das sich über mehrere Kilometer erstreckte.

Sie hatten zwei Kinder. Verity, die 17 Jahre alt war, und Nathanael, ein Jahr älter als ich. (sie sprachen ihn wirklich so an, selbst wenn sie zu Hause am Pool mit ihm redeten.) Er sah aus wie sein Vater, mit einem schmalen, blassen Gesicht, roten Haaren und einer schwächlichen Statur, jedoch ohne den dicken Bauch, der sich bei Onkel Lan vom Leben im Wohlstand gebildet hatte. Verity war auch rothaarig, jedoch sehr hübsch.

Wir hatten nicht viel Kontakt mit ihnen, aus verschiedenen Gründen. Einer war, daß sich Ilse in ihrer Gegenwart unwohl fühlte; ein anderer war, daß Martha ihre Lebenseinstellung mißbilligte; ein dritter Grund war einfach die Art, wie sie lebten. Man fühlte sich wie ein armer Verwandter, der man schließlich auch war. Jedoch störte mich das nicht allzu sehr. Ich beneidete Nathanael zwar um einige Dinge, die er als selbstverständlich ansah (zum Beispiel die Swimming Pools), aber ich hätte sie nie haben wollen, wenn es bedeutet hätte, so wie Nathanael zu sein, und ich war überzeugt, daß beides zusammengehörte. Möglicherweise hätte ich Verity gemocht, wenn sie mir jemals Aufmerksamkeit geschenkt hätte, aber sie tat es nicht.

Vater hatte Tante Caroline angerufen, nachdem das mit Angela passiert war, teilweise auch um sie zu warnen. Aus dem, was er danach Martha erzählte, schloß ich, daß sie es nicht sehr interessiert hat. Nathanael und Verity seien sicher in ihren teuren Privatschulen (Eton in Nathanaels Fall), und sie und Lan schauten kein Fernsehen. Sie sagte, daß das diese Dreibeiner Sache ein Ärgernis und es immer dasselbe wäre. Sie hatten einen Trip nach Los Angeles geplant - Lan gründete dort gerade eine Firma - aber er hatte entschieden, daß es das Beste wäre, zu warten, bis sich die Dinge von selbst regelten.

Es war eine ganz andere Tante Caroline, die anrief, als Vater gerade Andy holte. Zuerst konnte ich nicht verstehen, was sie sagte, weil sich ihre Stimme so erstickend anhörte. Allmählich bekam ich mit, daß, obwohl das Fernsehen, nach der zweiten Dreibeiner Invasion, in Eton verboten wurde, jemand unerlaubter Weise einen Fernseher reingeschuggelt hatte. Ein Lehrer entdeckte ihn, als gerade die Trippy Show lief und konfiszierte ihn. Während der Nacht liefen dann jedoch ein Dutzend Jungen davon. Nathanael war einer von ihnen.

Lan ging los, um ihn zu suchen. Der nächste Dreibeiner stand bei Farmham Common, nicht weit entfernt von Eton, und sie dachten, daß die Jungen dorthin gelaufen seien. Jetzt machte sie sich auch um Lan Sorgen. Sie war immer noch am Telephon, als Vater mit Andy zurückkam. Er hörte ihr zu und sprach als großer Bruder mit ihr. Ich hörte, wie er sagte: „Lan wird es gut gehen, da bin ich mir sicher, Caro. Und Nathanael. Es ist nicht so, daß sie in physischer Gefahr sind. Es geht jetzt schon eine Woche lang und es ist nichts Schreckliches passiert. Es ist bloß eine dumme Situation, die sich aber bald von selbst entspannen wird. Genehmige dir erst mal einen Drink und versuche dich zu entspannen .... Na gut, dann nimm noch einen. „Manchmal ist es gar keine so schlechte Idee, sich ein wenig zu betrinken.“

Er sah gar nicht mehr so gelassen aus, als er vom Telephon kam. „Ich weiß nicht, was da vor sich geht“, sagte er. „Sie haben die Polizei gerufen, als sie das von der Schule gehört hatten, und die Polizei hat nicht einmal ansatzweise versucht, ihnen zu helfen. Sie sagten, sie würden keine Vermisstenanzeigen mehr annehmen. Es gäbe zu viele von ihnen.“

Andy nickte. „Dasselbe haben sie mir auch erzählt. Und manche Polizisten sind gar nicht mehr da. Der Polizist von Little Ittery ist verschwunden.“

Das war ein kleines Dorf zehn Kilometer entfernt. Vater sagte: „Versuche dir nicht allzuviel Sorgen um deine Mutter zu machen; wie ich schon zu meiner Schwester gesagt habe, sieht es nicht so aus, als würde etwas Schlimmes passieren. Es ist noch niemandem etwas geschehen. Und hypnotische Zustände sind nicht von Dauer. Am Morgen sprach ein Arzt im Fernsehen, der sagte, daß er erwarte, daß die Wirkung jetzt jederzeit nachlassen könne und die Menschen nach Hause zurückkehren werden. Ich fragte: „Was ist mit Angela?“ „Was soll mit ihr sein?“ „Dr. Monmouth hat sie doch hypnotisiert. Ist das auch nicht von Dauer?“ „Das ist etwas anderes, er hypnotisierte sie, um sie zu de-hypnotisieren. Wenn wir sehen, daß sie wieder am Bildschirm klebt, besteht vielleicht Grund zur Sorge, doch bis jetzt erkenne ich keine Anzeichen dafür.“ Das hatte ich allerdings auch nicht. Ich hatte, im Gegenteil, sogar bemerkt, daß, wenn irgend jemand den Fernseher anließ – wie manchmal Martha, wenn sie rausging- Angela ihn ausmachte.

Ich war nicht allzu erbaut davon, daß Andy bei uns blieb. Ich konnte ihn gut leiden, doch der Gedanke, ihn 24 Stunden am Tag um mich zu haben und mein Zimmer mit ihm zu teilen, ließ mich nicht gerade vor Freude in die Luft springen.

An diesem Abend ging er als erster ins Bett und ließ ein Buch. Das war mir ganz recht, doch als ich aus dem Bad ins Zimmer kam, legte er es beiseite.

„Es regnet“, sagte er. „Und es kommt ein Sturm auf. Ich frage mich, wo Miranda jetzt ist.“ Obwohl auch ich Ilse bei ihrem Namen nannte, schien es mir falsch, daß er Miranda sagte. Schließlich war es seine richtige Mutter, nicht seine Stiefmutter. Ich war nie in der Lage, zu erkennen, was er wirklich für sie empfand. Er konnte über ihre verrückten Ideen – zum Beispiel alle Wände schwarz anzustreichen – in einer unterhaltenden Art und Weise erzählen, so als wäre sie eine Charaktere in einem Schauspiel.

Ich sagte langsam: „Ihr wird es sicher gut gehen.“

„Es ist schon komisch“, sagte er an die Wand blickend. „Wenn sie sonst immer fortging, gab es Zeiten, da wünschte ich, sie würde nicht zurückkommen.“

Er sprach in seiner gewohnten ruhigen Art. Dieses Mal wußte ich nicht, was ich ihm antworten sollte, und ich versuchte es erst gar nicht.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich wußte, daß sie immer aus eigenem Antrieb gegangen ist. Ich mußte mir keine Sorgen machen, weil sie es wollte. Diesmal glaube ich, ist das nicht so.“ Er machte eine Pause. „Ich habe mich gefragt, ob ich nicht nach ihr suchen sollte, so wie dein Onkel nach Nathanael.“

Ich sagte: „Du würdest sie niemals finden, und wenn doch, was würde das nützen? Angel war klein genug, um sie zurückzubringen, und Dr. Monmouth wohnt gleich um die Ecke. Was könntest du schon gegen einen Mob von Trippies ausrichten?“ Er nickte: „Nicht viel, fürchte ich. Aber sie ist im Moment ein Teil davon. All die verrückten Dinge, die sie sonst immer machte .... Und jetzt....kann sie nichts anderes mehr, außer eine Fahne zu schwenken und ‘Heil Dreibeiner’ zu schreien?“

„Das bedeutet nicht, daß sie unglücklich ist. Angela war es auch nicht.“ Ich hätte es zwar auch nicht als glücklich bezeichnet, jedoch sagte ich das nicht.

Andy schaute mich an. „Was, wenn es Ilse betreffen würde?“ Ich dachte darüber nach und die verschiedensten Gefühle kamen in mir hoch, die ich nicht zu ordnen vermochte. Jedoch konnte ich mir vorstellen, wie Vater sich fühlen würde. Ich schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht.“

Andy sagte: „Ich weiß es auch nicht. Ich wünschte nur, ich wüßte, was das alles zu bedeuten hat. Wir wissen jetzt definitiv, daß diese Sache direkt mit den Dreibeinern in Verbindung steht, und daß die Menschen, welche die TV Show gesehen haben, unter den ersten Trippies waren. Wer auch immer die Dreibeiner geschickt hat, überwachte das Fernsehen, fand heraus, welches die produktivste Sendeanstalt war und strahlte über sie dann irgendwie hypnotische Befehle aus. Aber was wollen sie damit bezwecken, was sind das für Wesen?“

„Eine Theorie ist, daß sie von einem Sumpfplaneten kommen“, sagte ich „weil der einzig plausible Grund für die Benutzung von Dreibeiner das Durchqueren von Sumpfgebieten wäre“

„Welch Art von Wesen sind sie also? Intelligente Riesenfrösche oder Wassermolche? Schweine vielleicht, die Schweine sind Schlammtiere. Keiner weiß es, und vielleicht wird es auch nie jemand erfahren. Und kein Mensch hat auch nur eine Ahnung, wie ihr Denken funktioniert. Wir haben gesehen, was der erste Dreibeiner mit dem

Bauernhaus gemacht hat. Dieser zweite Trupp macht scheinbar nichts anderes, als Menschen zu hypnotisieren, damit diese sie lieben. Könnte es das sein? Sie wollen nur gefeiert werden?“ „Soweit ich es erkenne, gewinnen sie dadurch nichts.“ „Wie auch immer, Vater hat recht. Hypnose ist nicht von Dauer. Sie werden bald alle zurückkehren.“

Ich schlug die Decke hoch und legte mich ins Bett. Andy schwieg, und ich fragte mich, ob er immer noch an Miranda dachte. Ich begann, über Ilse nachzudenken und über seine Frage, was ich empfinden würde, wenn es sie getroffen hätte. Ich mochte jedoch die Gedanken nicht, die daraufhin in mir hochkamen, und so verdrängte ich sie.

Am nächsten Tag war Samstag. Vater war unterwegs, um ein weiteres Haus zu verkaufen. Die Leute müssen schließlich irgendwo leben, sagte er, Dreibeiner hin oder her. Martha fuhr in ihr Geschäft und hatte Angela mitgenommen. Und Andy war mit dem Fahrrad nach Hause gefahren, um seine restlichen Klamotten zu holen, die er gestern vergessen hatte. Ich schlenderte in den Garten, in dem einige Obstbäume standen. Die meisten Äpfel waren bereits abgepflückt, aber da war ein alter Baum, an dem noch ein paar hingen. Während ich, auf einem Ast sitzend, einen Apfel verputzte, dachte ich wieder an Ilse. Vater hatte sie vor dem Frühstück angerufen und sie gebeten, zurückzukommen. Nach dem Telefonat erzählte er, daß die Schweizer nicht glauben könnten, was in der restlichen Welt passierte. Offenbar gab es keinen Dreibeiner in ihrem Land, und es gab fast keine Trippies.

Er und Andy begannen eine Diskussion über nationale Eigenheiten. Es war nicht die Art von Gesprächen, die mich interessierte, und so achtete ich auch nicht allzusehr darauf, was sie sagten. Was ich jedoch bemerkte, war die Art, wie er mit Andy redete – ganz natürlich, ohne leise zu werden und dann so schnell zu sprechen, nur daß das Gespräch bald beendet ist. Ich ließ sie reden. Ich fragte mich, woran es lag, daß er sich mit jedem so einfach unterhalten konnte, nur nicht mit mir.

Als ich den Äpfelgrips wegwarf, hörte ich, wie ein Auto vor unserem Haus anhielt. Mein erster Gedanke war Vater; aber das Motorengeräusch war zu tief für einen Renault. Marthas Jaguar war es aber auch nicht. Ich sprang vom Baum und ging ins Haus. Onkel Lans Royce stand in der Einfahrt, und er und Nathanael standen daneben. Onkel Lan trug, wie üblich, teure Kleidung. Blaue Hosen und ein Rollkragenhemd aus Seide, weiche Gucci Schuhe und einen großen Hut. Er trug eine schwarze Aktentasche bei sich. Nathanael hatte ebenfalls einen Hut auf, ein wolliges Ding. Onkel Lan winkte mir zu und lächelte. „Ich dachte schon, es ist niemand zu Hause.“ Ich führte sie herein und erklärte, wo die anderen waren. Neugierig blickte ich zu Nathanael. Mit ihm schien alles in Ordnung zu sein. So wie ich Onkel Lan kannte, hatte er jemanden kommen lassen, der ihn de – hypnotisiert hatte. Aber wie hatte er es geschafft, ihn zurückzubringen? Vielleicht hatte er einen Schlägertrupp angeheuert. Martha sagte, daß er mit komischen Leuten verkehre. Was mich mehr wunderte war, daß sie hier waren, über 100 Kilometer südlich von Manor. Ich hatte erwartet, daß sie zuerst nach Hause gegangen wären. Ich führte sie ins Wohnzimmer und sagte Onkel Lan, daß er sich einen Drink einschenken solle, so wie Vater es getan hätte, und fragte höflich, was sie hierher geführt hätte.

Er lächelte immer noch. „Ich mußte jemanden in Taunion besuchen. Es ist kein großer Umweg, deshalb dachte ich, ich könnte gleich mal bei euch vorbeischauen.“

„Was ist mit Tante Caroline?“ Er sah überrascht aus. „Was soll mit ihr sein?“ „Sie machte sich, nun ja, Sorgen.“ Ich blickte zu meinem Cousin, der ebenfalls lächelte – untypisch für ihn. Und keiner setzte seinen Hut ab. „Sie machte sich Sorgen um Nathanael.“ „Ach so, das. Ich habe sie angerufen. Sie weiß, daß alles in Ordnung ist.“ Ich war immer noch verwirrt. Obwohl der Whisky genau vor seiner Nase stand, hat er ihn noch nicht einmal angesehen. Er war ein recht guter Trinker, und ich hatte erwartet, daß er sich nach einer so langen Fahrt ein ordentliches Glas genehmigen würde. Er kam zu mir und legte seine Hand auf meinen Arm.

„Was du erkennen mußt, Laurie, ist, daß wirklich alles in Ordnung ist. Ich bin froh, daß wir dich hier alleine antreffen. Das macht es einfacher, alles zu erklären.“

Alarmglocken schrillten, als er mich berührte. Früher war ich mir manchmal nicht einmal so sicher, ob er überhaupt bemerkt hatte, daß ich da war. Er verhielt sich viel zu freundlich, viel zu familiär. Nicht so, wie die Ardakers sonst ihre armen Verwandten behandeln.

Ich sagte: „Vielleicht ist es besser, wir warten, bis Vater zurück ist, dann kannst du es ihm auch erklären.“ Er achtete nicht darauf. „Wie du weißt, entsteht gerade eine neue Welt. Eine Welt voller Friede und Glückseligkeit.“ Irgend etwas stimmte nicht. Die einzige Art von Friede und Glückseligkeit, die ihn jemals interessierte, war der Friede und die Glückseligkeit ein weiteres Vermögen zu machen.

Ich warf einen kurzen Blick auf die Tür und sah, mit zunehmender Beunruhigung, daß Nathanael zwischen ihr und mir stand.

Onkel Lan fuhr fort: „Es gibt da etwas, das du erleben mußt, um es zu verstehen, doch hast du das erst einmal, erscheint alles andere wie ein böser Traum. Seid tausenden von Jahren kämpfen die Menschen miteinander, töten, foltern und versklaven sich gegenseitig. Das ist nun alles vorbei. Die Dreibeiner bringen Frieden und Freiheit.“ „Heil Dreibeiner“, verkündete Nathanael. Ich sagte: „Das ist sehr interessant.“ Ich fragte mich, auf was ich mich gefaßt machen mußte. Es war klar, daß Nathanael weit davon entfernt war, de - hypnotisiert zu sein, sondern im Gegenteil, sein Vater ebenfalls ein Trippy geworden war. Wenn all das nur eine Lektion über die Güte der Dreibeiner sein sollte, hätte ich damit leben können. Jedoch hatte ich das ungute Gefühl, daß etwas sehr viel Ernsteres auf mich zukam. Sie wollten mich bekehren. Die Frage war nur, wie die Bekehrung aussehen



sollte. Ich bezweifelte, daß es nur dieses Gespräch war. Vielleicht indem sie mich vor den Bildschirm setzen und mich zwingen, die Trippy Show zu sehen? Aber ich hatte sie mir schon einmal angeschaut und wurde nicht zum Trippy. Oder indem sie mich auf eine andere Weise hypnotisieren? Dr. Monmouth hatte gesagt, daß niemand gegen seinen Willen hypnotisiert werden könne. Wenn ich Widerstand leistete, könnten sie mich gegen meinen Willen hypnotisieren?

„Es ist leicht, den Weg des Friedens zu betreten“, sagte Onkel Lan.

Seine Aktentasche lag auf dem Teppich neben ihm. Er öffnete sie mit einem Klick und nahm etwas heraus: ein flaches helmähnliches Ding, schwarz, jedoch mit Silber durchzogen.

„Die Auserwählten“, sagte Onkel Lan „sind diejenigen, die ihre Herzen freiwillig für die Botschaften der Dreibeiner öffnen. Doch die Dreibeiner wollen, daß jeder erfährt, was es bedeutet, zu der neuen Bruderschaft der Menschen zu gehören. Deshalb haben sie uns diese Kappen gegeben, die alle Zweifel und Unsicherheit auslöschen.“

Er hielt sie mir vor mein Gesicht, und mit der anderen Hand nahm er seinen Hut ab. Er trug eine dieser Kappen darunter. Er sagte ernst: „Setz sie auf, Laurie. Dann wirst du das Geheimnis des Glückes kennen, so wie wir.“

Ich schaute von einem zum anderen. Keiner zeigte Feindseligkeit. Nathanaels gewöhnlicher spöttischer Gesichtsausdruck war verschwunden und war ersetzt durch Freundlichkeit. Das war ein alarmierendes Zeichen. Die Kappe sah harmlos aus, nur ein Stück Gummi mit metallischen Drähten. Doch ich merkte, wie mein Herz hämmerte.

„Hört sich großartig an“, sagte ich. „Nur – hat das noch einen Augenblick Zeit? Ich habe das Gas angedreht, um Kaffee zu machen, kurz bevor ihr gekommen seid. Ich sollte es besser abdrehen, bevor noch ein Feuer in der Küche ausbricht.“

Für einen Moment sprach niemand. Ich begann auf die Tür zuzugehen, so natürlich wie ich konnte. Mit ruhiger Stimme sagte Onkel Lan: „Der menschliche Geist ist voller Tücken und Hinterlist, bevor er die Harmonie der Dreibeiner erfahren hat. Halt ihn fest, Nathanael.“

Ich täuschte an, seine Blockade durchbrechen zu wollen, als er jedoch nach mir griff, rannte ich statt dessen zum Fenster, das ein Stück offen war. In diesem Augenblick hörte ich einen Wagen und sah den Jaguar anhalten. Ich versuchte hinaus zu klettern, aber Nathanael hielt mich am Bein fest. Ich trat und schrie gleichzeitig um Hilfe. Mein Tritt löste Nathanael, und er fiel über das Sofa und riß es mit um. Ich hatte eine Barriere zwischen mir und ihnen geschaffen, jedoch war sie klein und nur von kurzer Dauer. Ich hörte draußen Martha etwas zu Angela rufen, als Onkel Lan, die Kappe in seiner Hand haltend, Nathanael zu Hilfe kam. Zum Fenster gehen würde bedeuten, daß ich ihnen den Rücken zukehren mußte. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und in meiner Panik tat ich gar nichts. Onkel Lan sagte ruhig, „Das ist dumm, Laurie. Niemand will dich verletzen. Wir wollen dir nur etwas geben, und wenn du es hast, wirst du erkennen, daß es das Wunderbarste der Welt ist. Alles was du tun mußt ist, dich zu entspannen und es zu akzeptieren.“

Ich sagte, um Zeit zu schinden: „Erzähl mir erst mehr darüber – über die Dreibeiner.“

Er schüttelte den Kopf. „Noch mehr Tricks und Hinterlist. Doch das wird bald ein Ende haben.“ Ich hatte zu lange gewartet, um noch aus dem Fenster klettern zu können. Sie hätten mir die Kappe auf den Kopf gesetzt, während ich hinaus gestiegen wäre. Auf dem Fenstersims stand eine bronzene Statue von einem römischen Gott, eine von Marthas Antiquitäten. Ich ergriff sie und hielt sie wie einen Golfschläger.

Onkel Lan sagte: „Nathanael ...“

Nathanael sprang mich schneller an, als ich es für möglich gehalten hätte, seine Hände griffen nach meinen Armen. Durch die Schnelligkeit, mit der es geschah und den Schrecken, ließ ich die Statue fallen, und ehe ich mich versah, hielt er meine Arme mit einer Art Polizeigriff fest. Sein Vater trat an mich heran.

Ich sah, wie sich hinter ihnen die Tür öffnete und Martha hereinkam.

Sie rief: „Lan! Ich weiß zwar nicht, was hier vorgeht, aber laß ihn los. Sofort!“

Er sah sie freundlich an. „Wir bringen auch dir Frieden, Martha. Nach Laurie.“

Meine Großmutter war eine rüstige alte Frau, jedoch kaum ein Gegner für die beiden. Sie trug ihre große rote Krokodilledertasche, in der sie ihre Kasse aufbewahrte. Ich fragte mich, ob sie darüber nachdachte, Onkel Lan damit eine über den Schädel zu ziehen.

Ich rief: „Lauf weg! Hol Hilfe!“ Sie warf die Tasche auf den Boden und hielt etwas in ihrer Hand. Schwarz und glänzend – eine kleine Pistole. Sie richtete sie auf Onkel Lan: „Ich sagte, laß ihn los.“

Onkel Lans Stimme klang unbesorgt. „Sei nicht dumm, Martha. Wir kommen in Frieden und bringen Frieden. Niemand wird verletzt werden.“

„Und da liegst du falsch.“ Sie sprach mit ihrer härtesten Stimme. „Wenn du ihn nicht sofort losläßt und von hier verschwindest, wird jemand verletzt werden. Sehr schwer verletzt, vielleicht sogar getötet.“ Dieser Trippy Zustand, wie wir ihn bei Angela erlebt hatten, machte Menschen scheinbar unsensibel für Schmerz und Gefahr. Dachte er, sie blufft nur?

Er schüttelte langsam den Kopf. „Du machst einen solchen Fehler, Martha. Wenn du mich nur ....“ Ein lauter Knall, vom Abfeuern der Waffe, unterbrach ihn.

Er seufzte und zuckte mit den Schultern, dann ging er zur Tür. Nathanael folgte ihm. Martha und ich standen da und schauten uns gegenseitig an, bis wir den Royce wegfahren hörten. Sie streckte eine Hand aus, um den nächsten Sessel zu erreichen und ließ sich hinein fallen. „Hol mir einen Brandy, Laurie“, sagte sie. „Einen

Doppelten.“ Angela hatte sich in der Besenkammer versteckt. Sie war mehr neugierig als verängstigt und wollte die Pistole sehen, aber Martha packte sie wieder in ihre Tasche. Ich sagte: „Ich wußte nicht, daß du eine Waffe besitzt.“ „Ich habe sie mir letztes Jahr besorgt, als ein Händler überfallen wurde, der von einer Antiquitätenbörse auf dem Weg nach Hause war.

„Das Komische ist, daß ich mich nie dazu durchringen konnte, damit zu üben.“ Sie nahm das Glas und trank einen Schluck Brandy. „Ich hatte Angst, etwas kaputtzumachen.“

Mit „etwas“ meinte sie wohl eines ihrer Stücke aus China. Ihr Blick schweifte durch den Raum. Das einzige Anzeichen für einen Schaden war ein kleines Loch in der Tapete der Wand. Aber sie sah die Bronzestatue auf dem Boden liegen und stand auf, um sie zu untersuchen. Die Aktentasche stand immer noch auf dem Boden, dort wo Onkel Lan sie stehengelassen hatte. Ich schaute hinein und sah weitere Kappen. „Ich frage mich, warum er das Zeug hiergelassen hat“, sagte ich.

Martha betastete mit ihren Fingern die Statue und sagte geistesabwesend: „Keine Ahnung.“ „Vielleicht dachte er, daß wir die Kappen ausprobieren würden, wenn er sie einfach daläßt und....Bingo!“ Sie sagte mit Abscheu: „Als ob wir so dumm wären und das täten!“ „Wer weiß schon, was im Kopf eines Trippies vorgeht? Er glaubt schließlich wirklich, daß diese Dinger die Eintrittskarte ins Paradies bedeuten, deshalb denkt er vielleicht, daß der Gedanke ebenso verlockend für uns ist. Er hat die eine Kappe mitgenommen, die er mir aufsetzen wollte. Wo werden sie jetzt hingehen, was meinst du? Nach Hause?“ Sie ließ die Statue sinken. „Caroline....“ „Bitte?“ Sie ging zum Telefon und wählte ihre Nummer. Ich hörte, wie sie Tante Caroline erzählte, was passiert war. Dann sagte sie: „Caroline, hör mir zu – du mußt zuhören, verdammt... Verlasse das Haus, bevor sie zurückkommen. Fahr zu uns. Sie sind nicht mehr die selben Menschen, ich sage dir, sie sind gefährlich.....“

Sie nahm den Hörer von ihrem Ohr und schaute ihn einen Moment lang an, dann legte sie auf.

Ich fragte: „Was hat sie gesagt?“ Ich hatte sie noch nie so hilflos dreinblickend gesehen. „Sie wollte mir nicht glauben. Alles, was sie interessierte, war, daß sie am Leben und wohlauf sind. Sie hat einfach aufgelegt.“

## *Kapitel 5*

In die Schule kamen immer weniger Schüler. Man wußte nicht, ob sie Trippies wurden oder einfach zu Hause blieben, weil alles drunter und drüber ging.

In einer Versammlung warnte uns der Direktor vor Leuten, die versuchen könnten uns eine Kappe zu verpassen. Scheinbar war Onkel Lan nicht der Einzige, der diese Gummikappen mit sich herumtrug. Wir sollten jeden melden, der sich verdächtig verhielt.

Ich stand neben Hilda Goossens, die die Nase rümpfte und sagte: „Dummer alter Kauz!“

„Warum?“ „Als ob man uns belehren müßte.“ „Es wird gemunkelt, daß der wilde Bill heute morgen in der Schule war. Wenn er dich sieht, kommt er vielleicht auf die Idee, seiner Lieblingsstreberin eine Kappe zu verpassen.“ „Das glaube ich weniger.“ „Mein Onkel hat es bei mir fast geschafft.“ Sie bedachte mich nur mit einem mitleidigen Blick. Ich fragte mich, wie es sein mußte, so wie Hilda Goossens zu sein, so selbstsicher gegenüber allem und jedem. Der Direktor fuhr fort. Er war dünn und sah besorgt aus, hatte ein blasses Gesicht und weiße Haare, reif für die Pension am Ende des Schuljahres.

Ich fragte mich auch, wie es sein mußte, in seiner Haut zu stecken – schon ohne diese Dreibeinergeschichte kaum mit allem fertig zu werden, geschweige denn jetzt.

Was mir plötzlich klar wurde, wie wichtig es war, daß sie das waren, was sie waren – vorlaut und voller Verachtung für andere, oder bemüht und trotzdem nicht anerkannt - solange es etwas war, das von ihnen selbst kam. Das ist es, was die Menschen überhaupt erst ausmacht. Der Friede und die Harmonie, die Onkel Lan und die anderen anstrebten, war quasi der Tod. Denn wenn man nicht mehr man selbst ist, ohne seine individuellen Besonderheiten, dann ist man auch nicht wirklich am Leben.

In der ersten Stunde hatten wir eigentlich Chemie, jedoch war unser Chemielehrer nicht erschienen. Hilda Goossens und ein paar andere machten irgendwelche Aufgaben. Der Rest von uns unterhielt sich. Wir verstummten, als die Tür aufzog. Es war nicht Mr. Green, sondern ein kleiner haariger Mann, genannt Wyllie, der Physik unterrichtete und einen schottischen Akzent hatte. Er rief: „Also gut! Die Schule fällt aus. Alle Mann raus hier.“

Andy fragte: „Warum?“ Gestreßt antwortete er: „Polizeiwarnung. Der Dreibeiner aus Exter bewegt sich. Der Kurs, den man berechnet hat, führt ihn ein paar Kilometer nördlich an uns vorbei, sie wollen sicherheitshalber alle Leute aus diesem Gebiet heraushaben. Los, beeilt euch!“

Ein Junge namens Marriott sagte: „Ich wohne in Todpole.“ Todpole lag 6 Kilometer nördlich der Schule. Wyllie sagte: „Also da kannst du jetzt nicht hin. Sie evakuieren alles, was auf seiner Route liegt. In ein, zwei Stunden ist es möglicherweise wieder O.K. aber kläre das mit der Polizei.“

Ich wartete am Fahrradschuppen auf Andy. Als er endlich angeschlendert kam, war der Schuppen bereits leer. Ich drängte: „Komm schon, wir sind die Letzten.“ „Ich denke nach.“ Ungeduldig sagte ich: „Du kannst auch beim Fahrradfahren nachdenken, oder?“ „Ich hätte nichts dagegen, einen Blick zu riskieren.“ Ich brauchte einen Augenblick, bis ich begriff, daß er über den Dreibeiner sprach. „Sie haben bestimmt eine Straßensperre errichtet.“ „Die können wir umgehen.“ Können, nicht könnten. Und wir... Das bedeutete, daß es keine Möglichkeit gab, mich zu drücken, ohne wie ein Feigling dazustehen.

„Ich glaube nicht, daß er anders aussieht, als der, den wir gesehen haben“, sagte ich. „Nein, das glaube ich auch nicht.“ Er holte sein Fahrrad aus dem Schuppen. „Ich möchte aber trotzdem einen Blick auf ihn werfen.“

Es war ein herrlicher Tag, aber der Wind, der das Laub auf der Straße umeinander wirbelte, fühlte sich schon etwas winterlich an. Es waren nicht viele Leute unterwegs, und alle, die wir trafen, gingen in die entgegengesetzte Richtung wie wir. Die Straßensperre befand sich etwa einen Kilometer außerhalb der Stadt. Ein Streifenwagen war quer über die Straße geparkt. Ein Polizist stand daneben und rauchte eine Zigarette, ein anderer lehnte am Auto. Es war ziemlich eindeutig, welchen Weg wir nehmen mußten, um ungesehen an der Sperre vorbeizukommen. Auf der linken Seite erstreckten sich weite flache Felder und Wiesen, aber die hügelige rechte Seite war bewaldet.

Ich fragte: „Was machen wir mit den Fahrrädern?“ „Kein Aufregung. Wir legen sie hier in den Graben.“ Meins war nagelneu, von meinem Geburtstag einen Monat zuvor; ein Rennrad, das ich schon lange gewollt hatte. Ich legte es vorsichtig an den Straßenrand. Wir durchquerten den Straßengraben und verschwanden in einer Hecke am Waldrand. Fürs erste getarnt, bewegten wir uns nahe am Waldrand vorwärts. Wir passierten die Sperre etwa einhundert Meter vom Streifenwagen entfernt. Der Polizist mit der Zigarette blickte in unsere Richtung, es gab jedoch keine Anzeichen dafür, daß er uns sah. Wenn wir für ihn nicht sichtbar waren, galt das wahrscheinlich auch für den Dreibeiner, wodurch ich mich gleich etwas besser fühlte. Ich begann sogar, mich etwas zu entspannen. Ich hörte Vogelgezwitscher, eine Amsel, das lärmende Klappern eines Fasans. Ganz gewöhnliche ländliche Dinge.

Vielleicht war alles nur Panikmache. Selbst wenn er sich bewegt hatte, könnte er schon längst wieder angehalten haben, so wie der im Moor, oder die Richtung gewechselt haben. Die Bäume hörten auf, und wir duckten uns unter einem Zaun hindurch. Wir erreichten eine Wiese, auf der Kühe grasten. Die Landschaft zu unserer Linken war flach, und man hatte einen guten Ausblick. Von hier aus konnte man kilometerweit ins Land blicken – Felder, Wiesen, Bauernhäuser. In weiter Entfernung reflektierte ein Fluß das Sonnenlicht.

Aber dort war noch etwas anderes, worauf sich das Sonnenlicht mit einem kalten Schimmer widerspiegelte. Und es bewegte sich in unsere Richtung. Das dumpfe Stampfen übertönte bereits das Vogelgeschrei und die Kühe. Andy rief: „Die Hecke.“ Wir rannten 30 Meter über offenes Gelände und tauchten unter. Ich fragte mich, ob er uns gesehen hatte. Er war immer noch weit entfernt, aber wir wußten ja nicht, wie weit er sehen konnte. Ich hoffte, daß wir jetzt gut genug getarnt waren. Andy kroch nach vorn, so daß er rausschauen konnte, und nach einem kurzen Zögern folgte ich ihm. Er flüsterte: „Ich habe ganz vergessen, wie komisch sie aussehen, wie ein mechanischer Clown.“

Die drei Beine, die erfolgreich voranstakten, erzeugten eine Bewegung, die gleichzeitig schwerfällig und affektiert aussah. Es sah richtig komisch aus, und obwohl er bei jedem Schritt, mehr als 10 Meter zurücklegte, wirkte er langsam und schwerfällig. Der stampfende Rhythmus wurde lauter, und ich hörte das Geräusch eines Hubschraubers, der vermutlich den Kurs überwachte. Ich dachte an die Eleganz und die Geschwindigkeit eines Harrier Kampfflugzeugs und konnte nicht begreifen, warum man es diesem häßlichen Ding gestattete, über das Land zu laufen - warum niemand einen Angriff befahl, sobald es sich von den Trippies entfernte hatte. Dann, als es näher kam, konnte ich die kleinen Gestalten sehen, die sich an die gigantischen Füßen geklammert hatten. Es hat seine Anhängerschaft mitgebracht. Und ich konnte sie hören, wie sie sangen und schrien, die Wörter waren unverständlich, aber die Stimmen waren wild und jubelnd. „Wie schaffen sie es nur, sich daran festzuhalten?“ fragte Andy. „Ich weiß nicht.“ Ein Fuß krachte auf den Boden, ein anderer hob sich in schwindelnde Höhe. Ich spürte, wie sich in meinem Magen etwas verkrampfte. „Ich denke, er wird um Haaresbreite an uns vorbeilaufen.“ Ich war erleichtert, als Andy zustimmend nickte. „In etwa 100 Meter Entfernung, würde ich sagen. Aber laß den Kopf unten.“ Das brauchte ich ihm nicht zu sagen. Wir beobachteten, wie der Dreibeiner sich seinen Weg durch das Tal zwischen uns und Todpole bahnte. Ein Fuß landete im Wasser, welches nach allen Seiten wegspritzte und glitzerte wie gigantische Diamanten. Die Trippies stimmten in etwas ein, was sich wie eine Hymne anhörte. Dann, als der nächste Fuß am höchsten Punkt angelangt war, löste sich etwas und fiel. Die Singenden bemerkten nicht einmal, daß jemand wie ein Stein herabfiel und auf dem Feld neben uns aufschlug.

Wir warteten, bis der Dreibeiner außer Sicht war, bevor wir nachschauten. Es war ein etwa 16 Jahre altes Mädchen. Sie trug eine Jeans, ihre Beine sahen schrecklich aus. Ich dachte, sie wäre tot, als Andy sich über sie beugte. Aber sie lebte noch. Sie flüsterte: „Heil Dreibeiner.“ Ihre Lippen bewegten sich kaum, doch sie lächelte. Dann verblaßte ihr Lächeln und sie starb.

Der Dreibeiner, der am weitesten von London entfernt war, bewegte sich zuerst, die anderen setzten später ein. Es war scheinbar ein gemeinsamer Marsch auf die Hauptstadt. Der bei Farmham Common war der letzte, der sich in Bewegung setzte, und das war der Zeitpunkt, an dem die Air Force neue Befehle erhielt. Sie zeigten nichts im Fernsehen, aber es hieß, daß alle Dreibeiner in England zerstört worden waren. Es wurde erzählt, daß

ähnliche Aktionen auch in allen anderen Ländern durchgeführt wurden. Die Krise war vorbei. Die Welt war endlich wieder frei von Dreibeinern.

Ich konnte mir vorstellen, warum sie, obwohl sie den Angriff auf den ersten Dreibeiner gezeigt hatten, die restlichen nicht sendeten. Es war eine sehr schwere Entscheidung gefällt worden. Viele der Trippies, die sich an die Dreibeiner geklammert hatten, wurden getötet, und das wollte man nicht im Fernehen zeigen. Es war hart, darüber nachzudenken, vor allem, weil es sich dabei vielleicht auch um Menschen handelte, die man kannte. Zum Beispiel gab es keine Neuigkeiten von Andys Mutter. Die Tatsache, daß sie wahrscheinlich alle glücklich gestorben waren, so wie das Mädchen auf dem Feld, machte die Sache nicht weniger schrecklich.

In den darauffolgenden Tagen schien sich das Leben wieder zu normalisieren. Jedoch war es verwunderlich, wie wenig, verglichen zur ersten Invasion, diesmal darüber berichtet wurde. Ich vermutete, daß es eine Nachrichtensperre gab. Aber warum war das jetzt immer noch notwendig? Es entstanden die wildesten Gerüchte. Eines war, daß in der königliche Familie alle zu Trippies geworden sind und sie sich in Windsor Castle verschanzt hatten, wo sie die Landung für eine dritte Dreibeinerwelle vorbereiteten. Andere sagten, daß die dritte Welle bereits gelandet sei und schon ein ganzes Land erobert hätte, Frankreich in einer Version, die Vereinigten Staaten in einer anderen. Vater sagte, daß eine Nachrichtensperre die Menschen veranlasse, jeden Unsinn zu glauben.

Jedoch geschahen, abgesehen von den Gerüchten, seltsame Sachen. Es verschwanden immer noch Personen. In Boulder, der nächstgrößeren Stadt, waren plötzlich über 100 Menschen wie vom Erdboden verschluckt. Es stellte sich heraus, daß es alles Leute waren, die am Abend zuvor auf einer chinesischen Veranstaltung waren.

Am Tag darauf kam der Bus der Landesbücherei zu unserer lokalen Zweigstelle und verschwand wieder mit zwei dort Angestellten und fünf Leuten, die einfach nur ihre Bücher zurückbringen wollten.

Und zwei Tage später erklärte sich Todpole zu Dreibeinerterritorium. Es wurde ein großer „Heil Dreibeiner“ - Schriftzug auf die Zufahrtsstraße gepinselt, und kein Mensch ohne Kappe durfte mehr hinein. Kappen wurde am Dorfeingang ausgegeben.

An diesem Abend brachte Vater die Aktentasche mit, die Onkel Lan zurückgelassen hatte. Er sagte: „Die Dreibeiner haben sie den Trippies gegeben, und die Trippies verteilen sie. Ich weiß zwar nicht, wie viele es am Anfang waren, jedoch kommt es mir so vor, als würden es immer mehr werden.“

Andy fragte: „Wie soll das funktionieren? Alle Dreibeiner wurden doch zerstört.“

Vater hielt eine Kappe hoch. „Einfach konstruiert und verkabelt, ein paar Transistoren - so etwas kann man sicher leicht selbst herstellen. Sie könnten von Trippies auf der ganzen Welt, in irgendwelchen Hinterzimmern, gefertigt werden.“

„Wirf sie in den Müll“, sagte Martha angewidert. Er betrachtete die Kappe neugierig. „Ich weiß nicht.“ Martha sagte: „Aber ich weiß es! Ich will die Dinger aus dem Haus haben.“

Ich fragte: „Wie, meinst du, funktionieren sie?“ Vater schüttelte den Kopf. „Man ist sich ja noch nicht einmal einig darüber, wie gewöhnliche Hypnose funktioniert. Aber wenn es sich hierbei um den Fall handelt, daß Menschen durch Suggestionen kontrolliert werden, könnte es sich bei der Kappe um eine Vorrichtung handeln, die den Träger in Trance versetzt – jetzt könnten über Funkwellen Befehle direkt in die entsprechenden Regionen des Gehirns vordringen – zum Beispiel der Befehl, den Dreibeinern zu gehorchen. Und davon ist dann nicht mehr nur eine Minderheit betroffen, wie bei der Trippy Show, sondern jeder, der eine Kappe trägt.“ Er drehte sie um und untersuchte sie genauer. „Das Drahtgeflecht sieht aus wie ein Stromkreis. Es könnte mit einer Kontrolleinrichtung in einem Satelliten oder dem Mutterschiff der Dreibeiner verbunden sein. Wie dem auch sei, das Unterbrechen des Kreislaufs sollte es außer Betrieb setzen.“

„Schau bloß, daß du sie jetzt hier raus schaffst“, sagte Martha.

„Aber wie kommt man da ran, wenn die Kappe erst mal auf dem Kopf eines Trippies sitzt? Oh..., gut.“ Er legte die Kappe in die Aktentasche zurück. „Ich werde sie erst einmal entsorgen.“

Ich war am Telefon, als Ilse das nächste Mal anrief.

Sie sagte: „Lowree? Es ist schön, deine Stimme zu hören. Ich wette, du bist gewachsen. Es scheint mir schon so lange her zu sein, seid ich dich zum letzten Mal gesehen habe. Wie läuft es bei euch? Wir haben schlimme Berichte über England gehört; über diese Trippy- Leute und viel Ärger – Kämpfe und solche Dinge.“

„So schlimm ist es auch nicht“, sagte ich. „Du möchtest sicher Vater sprechen. Ich hol ihn.“ „Warte! Erst möchte ich mit dir sprechen. Wie sieht es in der Schule aus?“ „Ein bißchen durcheinander.“ „Aber du lernst doch noch für deine Prüfungen? Es ist wichtig, nicht aus dem Lern - *Rhythmus* zu kommen....“ Ich verstand nicht, warum sie das deutsche Wort für Rhythmus benutzte und nicht das englische. Ihr Akzent, ihre Stimme, all das nervte mich so wie immer. Welches Recht hatte sie, mich über meine Schularbeiten zu belehren. Sie gab ihr Interesse doch sowieso nur vor.

Ich reichte Vater den Hörer und ging in mein Zimmer. Andy war da und benutzte meinen Computer. Er fragte, ob ich etwas dagegen hätte, und ich sagte nein, aber ich dachte, daß er mich wenigstens davor hätte fragen können. Ich versuchte zu lesen, aber das Geklicke der Tasten störte mich, schließlich ging ich wieder hinunter ins Wohnzimmer. Martha kam im selben Moment aus der Küche, um ihren Abenddrink einzunehmen.

Während sie sich einschenkte, sagte Vater: „Liebe Grüße von Ilse.“ „Sie hat angerufen? Hättest du es mir nur gesagt. Ich hätte mit ihr gerne ein Wort über eine Platte gesprochen, die wir letztes Jahr in Bath gekauft haben.

Ich will mir zwar nicht eingestehen, daß mein Gedächtnis nachläßt, aber es ist leider so.“ „Die Verbindung

wurde unterbrochen, und sie hatte es bereits fünf Mal versucht, bevor sie überhaupt durchgekommen ist. Die Leitungen sind scheinbar überlastet.“ Er machte eine Pause. „Sie hat mir einige Dinge erzählt, die ich nicht wußte: in der Schweiz gibt es keine Nachrichtensperre.

In Amerika haben die Polizei und das Militär den Befehl, jeden zu erschießen, der eine Kappe trägt – sie töten diese Leute!“ „Es wird Zeit, daß wir dasselbe tun“, sagte Martha. „Die Schweizer denken, daß wir es bald tun werden, es könnte jetzt jeden Tag beginnen. Hör mir zu, Martha...“ Sie blickte von ihrem Magazin auf. „Was?“ „Ilse meint, wir sollten zu ihr in die Schweiz kommen.“ „Das ist doch lächerlich. Jetzt nimmt die Regierung die Sache endlich ernst, die Angelegenheit wird Null - Komma - Nichts geklärt sein. Es wäre sinnvoller, wenn Ilse endlich zurückkommen würde. Wenn sich der Zustand ihres Vaters so lange nicht verschlechtert, stirbt er offensichtlich auch nicht.

Sie diskutierten eine Zeitlang, aber Martha gewann. Das überraschte mich nicht – Martha gewann für gewöhnlich diese Art von Diskussionen. Und so besorgt, wie Vater war, schien es mir auch, daß ihn nicht so sehr die Trippies kümmerten, sondern vielmehr, daß Ilse noch weg war. Wenn sie zurückkäme, wäre es genauso gut, als wenn wir zu ihr in die Schweiz kämen.

Er sagte, daß er versuchen wolle, zu ihr durchzukommen. Martha sagte, es sei eine gute Idee, wenn er zuerst den Flughafen anrufen würde, um zu sehen, ob noch Sitze frei sind. Er kam zügig durch die Reservierungsprozedur. Es schien eine Routineunterhaltung zu sein, jedoch legte er den Hörer recht abrupt auf.

„Also?“ fragte Martha.

„Flüge in und von der Schweiz sind ausgesetzt.“ „Es ist vielleicht nur vorübergehend, solange, bis sich alles wieder beruhigt hat.“ Ich konnte an Vaters Gesicht erkennen, daß das nicht alles war. „Der Angestellte sagte noch etwas anderes. Nicht auf besondere Art und Weise, einfach nur wie eine Verabschiedung am Ende eines Gesprächs. Er sagte ‚Heil Dreibeiner‘.“

Eines der Dinge, die mich daran störten, daß ich mit Andy ein Zimmer teilen mußte, war, daß er so früh aufstand. Er machte keinen großen Rummel, wenn er aufstand, aber ich fand es trotzdem schlimm – halb wach zu sein und zu hören, wie er leise herumschlich, vorsichtig die Tür öffnete, wenn er ins Bad ging und sie noch leiser schloß, wenn er zurückkam. In dieser Nacht war ich lange wach gelegen und hatte über die Trippies und die Kappen nachgedacht, und den Morgen darauf regte mich seine Herumgehschleiche noch mehr auf als sonst. Ich dachte gerade nach, wie groß die Erfolgsaussichten waren, ihn in Marthas Freizeitraum zu verfrachten – jedoch war ich nicht sehr optimistisch – als er rief: „Laurie!“

Er stand am Fenster.

Ich sagte verärgert: „Was ist denn los?“ „Tiefflieger.“ Ich hörte das leise Grollen und rannte durchs Zimmer. Wir hatten gute Sicht, und ich sah zwei Kampfflieger über die Hügel neben Todpole gleiten. Ich vergaß meinen Ärger bei diesem wundervollen Anblick, so schnell und elegant, verglichen mit den unbeholfenen Dreibeinern. Und sie oder Flieger wie diese hatten die Dreibeiner zerlegt. Was machte es schon, daß ein paar Leute in Trance herumliefen, wenn wir Waffen wie diese auf unserer Seite hatten? „Phantastisch!“ sagte ich.

„Da kommen noch mehr.“

Er deutete nach Süden. Ein Geschwader aus drei Fliegern flog in Richtung der ersten beiden. Ein Rendezvouskurs, vermutete ich. Ich verweilte weiter in diesen Gedanken, bis plötzlich Raketen explodierten. Es dauerte nicht lange. Einer der beiden ging in einem rotorangen Feuerball auf, der andere drehte nach Westen ab, verfolgt von den drei Angreifern.

Ich sagte mit einem Flüstern: „Was geht da vor?“ Doch ich wußte die Antwort. Alle fünf waren Harriers, mit dem Air Force Wappen. Welche Seite Kappen trug und welche frei war, wußte ich nicht, aber eins war jetzt klar: Das Militär war in zwei Lager gespalten, ein Teil stand auf deren Seite und der andere Teil auf unserer.

Ab jetzt kamen Anweisungen nur noch über das Radio; auf dem Fernsehen kam nur noch Schnee, da so gut wie alle Frequenzen blockiert waren. Alle freien Bürger wurden zum sofortigen Handeln aufgerufen, um Aktivitäten von Gekappten zu melden. Das müsse in vollkommener Kooperation mit dem Militär und der Polizei geschehen, die das Recht haben, die Ordnung um jeden Preis und nach eigenem Ermessen wiederherzustellen. Die Situation sei schwierig, könne jedoch gemeistert werden, von freien Männern und Frauen, die für die Freiheit eintreten. Währenddessen sei die Benutzung von Schiffen und Flugzeugen auf von der Regierung befugte Leute beschränkt. So weit es möglich sei, sollten die Menschen in ihren Häusern bleiben, es vermeiden, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, es sei denn im Notfall, und das Radio für offizielle Bekanntmachungen anzulassen. Die Nachricht wurde wiederholt, und dann war die Frequenz plötzlich tot. Wir fanden die Sendefrequenz wieder, jedoch wurde sie kurz darauf von dem Geräusch eines Störsenders übertönt. Der nächste Sender, den wir hereinbekamen war anders, mit einem enthusiastisch klingenden Sprecher der mit einem Yorkshire Akzent sprach. Der Sieg der freien Menschen dieser Welt liegt in greifbarer Nähe!

Jeder muß seinen Beitrag leisten und bereit sein, alles zu opfern, sein Leben, wenn nötig.

Es werde jetzt nicht mehr lange dauern, bis wir den Frieden und die Harmonie erfahren, wonach die Menschheit seit Beginn der Geschichte vergeblich sucht.

Heil Dreibeiner!

Vater und Martha tranken Whisky. Martha trank öfters am Tag mal ein Glas, aber Vater tat das sonst nie, außer im Urlaub. Er schenkte erneut nach und sagte: „Es dürfte für ein paar Tage noch schlimmer bleiben – möglicherweise sogar für ein oder zwei Wochen. Die Lebensmittel könnten knapp werden.“ Er reichte ihr das

volle Glas. „Die letzte Meldung besagte, daß wir im Haus bleiben sollen. Ich bin zwar auch der Meinung, aber ich mag den Gedanken trotzdem nicht.“

„Ich ebensowenig, wenn wir das tun, ist es so, als wenn Schafe auf den Schlächter warten.“ „Aber es gibt doch keine Alternative, oder? Wir kommen nicht raus aus dem Land. Die Trippies haben die Kontrolle über Heathrow erlangt, und selbst wenn andere Flughäfen noch frei sein sollten können wir sie wegen dem Reiseverbot, nicht nutzen. Zumindest sind wir hier besser dran als in der Stadt.“ Martha sagte: „Ich mag es nicht, wenn man mich zu irgend etwas zwingt.“ Er sagte verzweifelt: „Wer mag das schon. Aber du mußt die Fakten akzeptieren.“ Sie leerte das Glas. „Sie akzeptieren und sie erkennen. Vor allem die, die auf unserer Seite liegen. Keine Flüge und Seereisen von Häfen und Flughäfen, haben sie gesagt. Wenn wir eine große Wiese hätten und ein Privatflugzeug, könnte uns niemand daran hindern, das Land zu verlassen.“

„Wir haben nur leider kein...“ Er unterbrach sich. „Du meinst – die Edelweiß? Wir würden es nie bis dorthin schaffen. Es bestehen bestimmt ein halbes Dutzend Straßensperren zwischen uns und dem Fluß.“ „Um das herauszufinden, müssen wir es erst einmal versuchen.“

„Selbst wenn wir es tun und es bis zum Meer schaffen, wo sollten wir denn hinfahren?“ „Ich denke da an einen bestimmten Ort. Er ist ein ganzes Stück von diesem Schlamassel hier entfernt, und ich habe ein Haus dort.“ Er sah sie an, ohne ein Wort zu sagen. Am Ende war ich es, der sagte: „Guernsey.“ Vater sagte immer noch nichts. Martha fragte, „Also? Warum nicht?“ „Das verstößt gegen die Anordnungen.“ „Das ist das, was der Hund zum Schaf sagt, wenn es sich von der Herde entfernt.“

Er sagte: „Ich denke, wenn sich die Dinge verschlimmern, in den nächsten Tagen - oder sich nicht verbessern – können wir das in Betracht ziehen.“

„Es gibt Zeiten, da ist über etwas nachdenken die schlimmste aller Möglichkeiten.“ Wie üblich war ihre Stimme entschlossen und endgültig. „Laß es uns jetzt machen.“ Er schaute sie lange an, bevor er schließlich zustimmend nickte. „Morgen früh?“ Sie stellte ihr Glas ab. „Ich bereite alles Nötige vor.“ Als sie gegangen war, schenkte sich Vater ein weiteres Glas ein. Er betrachtete ein silbern eingerahmtes Photo auf dem Wohnzimmertisch; es zeigte Ilse, lachend in einem Sommerkleid. Ich begriff, daß er nachgegeben hatte, weil Martha einfach die stärkere Persönlichkeit hatte, nicht weil er ihrer Meinung war. Und vielleicht, weil er nicht den wahren Grund nennen wollte, warum er nicht weg wollte. Ich glaubte, ich kannte ihn. Dies war Ilses Zuhause. Es zu verlassen bedeutete eine Verbindung mit ihr zu trennen, möglicherweise die letzte.

## *Kapitel 6*

Martha erzählte Angela nur, daß wir Urlaub auf Guernsey machen; ansonsten hätte es wohl Ärger gegeben wegen dem Pony. Andy und ich gingen mit ihr zu seinem Stall, damit sie sich von ihm verabschieden konnte. Ich mied die Nähe seiner Zähne, jedoch trat es nach mir, als ich hinter ihm vorbei ging, und hätte mich um ein Haar erwischt. Ich entschied einmal mehr, daß ich sehr gut in einer Welt ohne Pferde leben könnte. Gleichzeitig war ich jedoch auch etwas traurig, als ich Angela auf dem Pferd reiten sah. Ich konnte zwar mein Rennrad auch nicht mitnehmen, jedoch war es etwas anderes, ein Lebewesen zurückzulassen, selbst wenn es ein so übellauniges wie Prinz war.

Obwohl ich eigentlich nicht glaubte, daß Prinz etwas geschehen würde; einem Pony ist es egal, wer oder was die Welt beherrscht, so lange es Futter bekommt.

Angela fütterte ihm sein Abschiedsgeschenk, einen Kleiebrei, und kam dann angelaufen, sie redete fröhlich von Guernsey und wollte wissen, ob es schon zu kalt zum Schwimmen war.

Wir fuhren im Morgengrauen mit Marthas Jaguar los. Wir wurden zweimal von der Polizei angehalten. Sie fragten, ob wir denn die Anweisung, in den Häusern zu bleiben, nicht gehört hätten, doch Vater und Martha zogen eine starke Show ab. Sie sagten, Martha hätte eine Schwester mit Herzproblemen, die alleine in Starcross lebte und gerade einen panischen Anfall am Telefon gehabt hatte. Der Polizist an der zweiten Straßensperre fragte Vater, warum er nicht alleine gefahren war, um seine Tante zu holen. Vater erzählte ihm, daß er von einer Bande von Gekappten in der Nähe des Dorfes gehört hätte und es nicht verantworten könnte, die Kinder und seine alte Mutter alleine daheim zu lassen. Martha gab ihr Bestes, um hilflos und gebrechlich auszusehen; glücklicherweise war das Licht nicht allzu gut.

Danach wurde der Polizist freundlicher. Er sagte, daß wir froh sein sollten, daß Vaters Tante auf dieser Seite des Flusses wohne; auf der anderen Seite wäre die Lage schlimm, und sie hätten den Kontakt mit Exmouth verloren. Es gab auch Berichte, wonach feindliche Panzer auf dem Weg von Darrmoor nach Plymouth waren, sie könnten jedoch auch hierher unterwegs sein. Vater sagte, daß wir so schnell wie möglich wieder nach Hause gehen und uns verbarrikadieren würden. Es dürfte doch nicht mehr allzu lange dauern, oder?

Der Polizist war ein großer knochiger Mann.

Er sagte: „Mein Großvater erzählte immer vom ersten Weltkrieg. Sie sagten ihm, daß es an Weihnachten zu Ende sein würde, schließlich war er vier Jahre dort draußen.“ Er schüttelte den Kopf. „Doch er wußte wenigstens, wer der Feind war.“

Das Wetter wurde stürmischer, und als wir die Anlegestelle so gegen neun erreichten, fing es an zu hageln. Es herrschte gerade Flut – was auch ein Grund dafür war, daß wir so früh aufgebrochen waren – die Boote tanzten auf den Wellen und rissen an ihren Leinen.

Als wir aus dem warmen Auto ausstiegen, blies ein schneidend kalter Wind. Wir nahmen das Schlauchboot vom Dach und befestigten es an der Außenseite des Bootes.

Vater sagte: „Laurie und ich gehen zuerst, Laurie soll euch dann auf das Boot helfen, während ich es inspiziere. OK?“ Martha wartete bis zuletzt und sortierte noch ihre Sachen. Andy reichte ihr seine Hand, um ihr an Bord zu helfen, obwohl sie eigentlich keine Hilfe brauchte. Sie bewegte sich nicht wie eine Großmutter. Sie fragte Vater: „Ist alles in Ordnung?“ Er nickte. „Alles bestens, ich habe das Boot das letzte Mal vollgetankt. Wer weiß, wen wir an der Betankungsstation getroffen hätten.“ „Ich vermute nicht, daß du heute einen Wetterbericht empfangen hast, oder?“ „Tatsächlich hab ich das. Einen gewöhnlichen Wetterbericht ohne einen einzigen ‚Heil Dreibeiner‘ - Spruch. Es kommt eine Kaltfront auf uns zu, mit mehr Hagel und Regen, Schnee in höheren Gebirgen. Der Wind weht stärker werdend aus südwestlicher Richtung, das war um fünf vor sechs.“ „Wie dem auch sei, die Tanks sind voll. Sieht so aus, als könnte es losgehen.“ Sie hörten sich gut gelaunt an, aber ich wußte, daß sie nicht begeistert waren, diese Reise unter solchen Umständen zu unternehmen. Wir würden normalerweise niemals bei einem aufkommenden Sturm ablegen, nicht mal für einen kurzen Ausflug entlang der Küste.

„So, genug gewartet“, sagte Martha. „Ich habe noch etwas zu Essen eingepackt, das bringe ich in die Kabine und dann geht’s los.“

Außer uns war keine Menschenseele auf dem Fluß unterwegs, was in Anbetracht des Wetters, nicht überraschend war.

Hagelkörner schlugen hart gegen die Scheibe des Oberdecks. Exmouth kam auf der Hafenseite in Sicht, eine Ansammlung von grauen, nassen Dächern. Ich sah noch etwas anderes – zwei Gestalten in Küstenwache - Regenmänteln auf dem Steg. Ich stupste meinen Vater an. „Ich weiß“, sagte er.

Einer gestikuliert uns zu. Der andere hob ein Sprachrohr, und eine Stimme hallte über das unruhige Wasser: „Legen Sie an, Edelweiß. Kommen Sie an den Hafen, Edelweiß.“

Vater gab Vollgas, und wir pflügten durch das Wasser, brutalst auf die Wellen auflaufend. Die Stimme schrie immer noch, wurde jedoch leiser, als wir hinaus auf die offene See fuhren. „Meinst du, sie schicken uns ein Boot hinterher?“ fragte Andy. „Ich weiß es nicht.“ Vater griff in seine Tasche und zog eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug heraus. Ich war überrascht, daß er welche dabei hatte – er hatte das Rauchen ein Jahr zuvor aufgegeben. Er zündete sich eine an und zog kräftig an ihr.

„Ich möchte dir eine Geschichte erzählen, Andy – Laurie kennt sie bereits. Kurz nachdem Martha den Jaguar bekommen hatte, nahm sie uns mit nach Honiton. Es war Sommer und die Hauptverkehrsstraßen waren dicht, also benutzte sie Nebenstraßen. Doch auch diese waren ziemlich verstopft, und alle paar hundert Meter kam eine Kurve, so daß man nicht überholen konnte. Es war ziemlich frustrierend, vor allem, wenn man in einem Auto wie diesem saß. Dann, nach Plymtree, war die Straße endlich frei, nur drei Autos schlichen vor uns herum. Sie trat aufs Gas. Wir hatten über 120 Sachen drauf, als sie am letzten der drei Wagen vorbeifuhr und schließlich erkannte, warum die anderen zwei nicht überholt hatten; das erste war ein langsam fahrendes Polizeiauto. Wenn ich gefahren wäre, hätte ich abgebremst und darauf gewartet, daß sie mich anhielten und dann versucht, mich herauszureden. Martha hingegen trat das Gaspedal ganz durch. Sie folgten ihr zwar, aber sie ist eine gute Fahrerin und hatte die besseren Argumente, mit diesem Motor unter der Haube. Sie hatte die Polizisten weit vor Cheriton abgehängt.“

„Haben sie nichts unternommen?“ fragte Andy. „Sie hatten doch bestimmt das Kennzeichen.“

„Schon. Aber wenn du keine Videokamera hast, mußt du das Hühnchen erst fangen, bevor du es schlachten kannst. Dazu hätten sie sie erst einmal überholen und dann noch stoppen müssen.“

Sie hätten danach natürlich gegen sie vorgehen können, aber wahrscheinlich haben sie ihr Alter in ihren Unterlagen gesehen, und ich glaube, daß sie sich nicht der Blamage aussetzen wollten, eine 60 Jahre alte Frau zu belehren, weil sie ihnen davongefahren war.“

Das Meer wurde noch unruhiger, und er verringerte die Geschwindigkeit. „Der Grund, warum ich das erzähle, ist, daß ich glaube, daß ich *damals* richtig gehandelt hätte. In einer normalen, von Gesetzen geregelten Welt ist es besser, sich an die Vorschriften zu halten und zu folgen, wenn der Mann in Uniform dich ruft. Doch diese Welt existiert nicht mehr, zumindest im Moment. Jetzt ist es sicherer, Marthas Politik zu folgen – Augen zu und durch.“

„Bis jetzt gibt es keine Anzeichen dafür, daß uns jemand verfolgt“, sagte ich. „Gut. Halt weiter die Augen offen.“

Martha war mit Angela nach unten gegangen, die, so wie Ilse, gewöhnlich seekrank wurde, sogar dann, wenn das Wetter gut war. Ich fühlte, wie sich auch bei mir in der Magengegend etwas regte. Ich hielt es eine Viertelstunde lang aus und bekam noch die Befriedigung zu sehen, wie Andy sich vor mir über die Reling beugte, kurz darauf mußte ich mich jedoch auch dazustellen. Nicht lange danach wies mich Vater an, das Steuer

zu übernehmen, um ebenfalls seinen Magen zu entleeren. Martha war die einzige, welcher der rauhe Seegang nichts auszumachen schien. Sie brachte uns Becher mit Magentee, und balancierte damit vorsichtig übers Deck. Allmählich verringerte sich die Wahrscheinlichkeit einer Verfolgung; das Meer war grau und leer um uns herum. Oder zumindest fast leer – wir sahen ein paar Lastkähne, die sich ihren Weg durchs Meer bahnten, einer Richtung Osten, ein paar andere Richtung Westen. Vater meinte, daß der Handel eingestellt werden sollte, da man nicht mehr wußte, in wessen Händen die Fracht landen würde. Die Zeit verging langsam, und die ewigen Schläge der Wellen gegen die Edelweiß taten ihr Übriges. Schließlich machte Martha einen Schmortopf, den ich hungrig verputzte, um es gleich darauf zu bereuen.

Dann endlich erschien der lange Schatten von Alderney am Horizont, und bald darauf kam Guernsey in Sicht. Es schien schon eine Ewigkeit vergangen zu sein, seid wir im Russell - Kanal waren, und noch eine, seit wir im Auto saßen und zum Hafen fuhren.

Ich fühlte mich erschöpft und müde, war aber glücklich. Wir hatten es geschafft, bei diesem lausigen Wetter, und konnten uns jetzt entspannen. Ich habe mich immer sicher in Guernsey gefühlt. In Guernsey war es nicht wie anderswo, es war ein Ort, an dem die Leute auf die Gesundheit der Königin anstießen, jedoch nicht als Königin, sondern als Herzogin der Normandie, weil die Insel Teil des Herzogtums war und 1066 von England zurückerobert wurde. Das Festland, Trippies und der Bürgerkrieg schienen weit weg zu sein.

Vater beschleunigte wieder auf vier Knoten, was der erlaubten Höchstgeschwindigkeit im Hafen entsprach. Eine uniformierte Person beobachtete uns von der Uferstraße aus, in der Nähe des Hafenbüros.

Vater rief ihm zu: „Edelweiß von Exter. Erlaubnis anzudocken?“ „Sie können an Anlegestelle K3 festmachen. Sie kennen den Weg?“ „Ich kenne meinen Weg“, sagte Vater „Gut. Willkommen in Guernsey.“ Er rief noch etwas Anderes, das eine Windböe davontrug. Vater hielt die Hand ans Ohr, und er wiederholte es, indem er lauter schrie. „HEIL DREIBEINER!“ Niemand sagte ein Wort, als wir anlegten. Der Hafen war unbelebter als im Sommer, jedoch sonst unverändert. An den Docks schwankten hohe Masten in einer langen Reihe. Viele Jachten lagen hier über den Winter. Der Verkehr verlief wie immer entlang der Hafenstraße, und die Dächer von St. Peters Port erschienen in Reihen dahinter. Über dem Hügelkamm war der Himmel heller; es sah sogar aus, als ob die Sonne durchbrechen könnte.

Als wir angelegt hatten, ging Vater mit uns in die vordere Kabine. „Ich habe die Leute am Ufer mit dem Fernglas beobachtet“, sagte er. „Es ist zwar nicht bei jedem offensichtlich, aber ich würde sagen, daß mindestens 10 % gekappt sind. Und das Schlimme ist, daß sie hier das Sagen haben.“ Andy bemerkte: „Wir wissen bis jetzt eigentlich nur sicher, daß sie den Hafen in ihrer Hand haben.“ Vater schüttelte den Kopf. „Bei einer Insel dieser Größe bedeutet es entweder alles oder nichts. Sie haben sie unter Kontrolle.“ „Können wir zur Hütte gehen?“ quengelte Angela. „Ich bin müde.“ Ihr Gesicht war weiß, die Augen schwer. Mir selbst ging es auch nicht allzu gut. Martha sagte: „Wenn sie Guernsey übernommen haben, haben sie bestimmt auch Jersey. Aber vielleicht nicht die kleineren Inseln. Da ist noch Alderney und Sark.“ „Wir würden uns in eine kleine Gemeinschaft eingliedern. Wenn sie dann auch dorthin kommen – vielleicht in ein paar Tagen – sitzen wir in der Falle.“ Martha legte einen Arm um Angela, die leise schnaufte. „Wir sind nicht so weit gekommen, um jetzt einfach aufzugeben.“

„Da ist immer noch die Schweiz.“

Sie sagte ungeduldig: „Wenn sie die Insel übernommen haben, schließt das den Flughafen ein. Das Flugverbot dürfte hier zwar nicht gelten; das Motto der Trippies ist bestimmt, je mehr Reisen, desto besser. Jedoch werden sie wohl darauf bestehen, daß alle Passagiere Kappen tragen.“

„Ja, ich denke, das werden sie.“ Vater ging in die hintere Kabine. Ich war nicht überrascht, daß er wieder mit der Schweiz anfang. Für ihn war es wichtiger, zurück zu Ilse zu gelangen, als dagegen zu kämpfen, gekappt zu werden.... Nein, das war ungerecht. Aber *sehr* wichtig.

Doch ich war überrascht, daß er Marthas Argument so einfach akzeptierte. Ich betrachtete die Fußgänger auf der Uferstraße und fragte mich, ob sie frei waren oder Kappen trugen, und zum hundertsten Mal, wie es sich wohl anfühlte, wenn man erst einmal eine Kappe trug.

Ich dachte entsetzt, daß ich es vielleicht schneller herausfinden könnte, als mir lieb war, als Vater zurückkam, zusammen mit Onkel Lans Aktentasche. Er nahm eine der Kappen heraus. „Grundsätzlich müßte es sich um einen Funkempfänger oder so etwas in der Art handeln. Die Verdrahtung verläuft knapp über dem Gummi. Man könnte sie mit einer Schere zerschneiden. Die Kappe würde noch genauso aussehen, jedoch nichts mehr empfangen. Das würde bedeuten, keine Trance und folglich kein Zwang, den Dreibeinern zu gehorchen.“

„Bist du sicher?“ fragte Andy.

Vater schüttelte den Kopf. „Nicht so ganz. Aber wir können es an einem von uns testen und es herausfinden.“

Ich sagte: „Derjenige, der es ausprobiert, könnte zu einem Trippy werden.“ „Es wäre einer gegen vier. Wir können sie ihm jederzeit wieder abnehmen, mit Gewalt, wenn nötig.“ Er machte eine Pause. „Ich würde mich freiwillig melden, jedoch sollten wir den körperlich Schwächsten nehmen, für den Fall, daß es wirklich dazu kommt.“ Angela begann zu weinen; ich hatte gar nicht mitbekommen, daß sie zuhörte, geschweige denn verstand, über was wir sprachen. Martha sagte: „Nicht Angela. Nimm mich, wenn du willst.“

„Es ist OK, ich mache es“, sagte Andy. Vater schaute nicht in meine Richtung, jedoch hat er auch Angela nicht angesehen.

Ich sagte: „Der nächst Kleinere bin ich. Laßt es uns hinter uns bringen.“



Niemand sprach, während Vater mit der Klinge seines Schweizer Taschenmessers die Drähte auf der Innenseite des Gummis durchtrennte. Es dauerte eine Zeit, aber schließlich gab er mir die Kappe. „Ich habe den Kreislauf an zwei Stellen unterbrochen. Das sollte sie außer Funktion setzen.“ Das Ding schien sich in meinen Händen wie eine Schlange zu winden. Ich hatte sie mir zuvor noch nie genauer angesehen. Es war wie ein flexibler Schädel. Noch vor ein paar Tagen konnte ich nicht glauben, daß dieses Ding mir mein freies Denken und meinen freien Willen nehmen konnte, jetzt glaubte ich es. Und jetzt wiederum war es nicht leicht zu glauben, daß es so einfach harmlos gemacht werden konnte. Was, wenn Vater unrecht hatte und es immer noch funktionierte...

Ich dachte an einen Moment, als ich etwas zehn war, an ein Schwimmbecken mit einem fünf Meter Sprungturm. Die anderen waren bereits gesprungen, aber als ich hinaufkletterte, sah es aus, als ob das Wasser 100 Meter weit weg wäre. Ich wollte wieder hinunter klettern, jedoch war mich dem Sprung zu stellen ein kleines bißchen weniger schlimm, als die spöttischen Gesichter zu sehen. Nur ein kleines bißchen. Und das war nur körperliche Angst; jetzt befürchtete ich, meinen Willen zu verlieren, meine Individualität – all das, was mein Selbst ausmachte. Ein anderer Gedanke schoß mir durch den Kopf: Was, wenn sie mir mit Gewalt die Kappe vom Kopf reißen müssen? Würde das die Befehle der Dreibeiner aus meinem Geist verbannen? Es gab jetzt keinen Dr. Monmouth, der mich dehypnotisieren konnte. Was würden sie tun? Mich fesseln und knebeln, damit ich keinen Alarm schlagen konnte? Und was wäre, wenn es nur teilweise funktionieren würde, wenn ich teilweise Sklave und teilweise frei wäre? Wie lange würde es dauern, bis ich verrückt werden würde? Sie schauten mich an. Wenn ich etwas von dem gesagt hätte, hätten sie gedacht, daß ich mich drücken wollte. Und da hätten sie auch recht gehabt. Ich dachte daran, die Kappe im hohen Bogen über Bord zu werfen. Je länger ich zögerte, desto schlimmer wurde es. Ich holte tief Luft, und stülpte mir die Kappe über meinen Kopf, ich zog sie so fest darüber, wie ich konnte.

Heil Dreibeiner

Ich dachte, ich hätte es gesagt, ich dachte voller Verzweiflung, daß ich mich nun freiwillig dem Feind ausgeliefert hätte. Ich bildete mir ein, die anderen hätten es auch gehört und wartete darauf, daß sie mich packten. Nichts passierte. Konnte es nur ein zufälliger Gedanke gewesen sein? Ich bildete die Worte ‚Heil Dreibeiner‘ in meinem Geist, um mich selbst zu testen, mit schlimmer Vorahnung. Danach wurde mir klar, ICH HASSE DIE DREIBEINER – und ich fühlte, wie mir ein Stein vom Herzen fiel. „Also?“ Vaters Stimme klang angespannt. „Es ist alles in Ordnung.“ Ich bemerkte, daß ich grinste. „Sie funktioniert nicht.“

Vater präparierte noch eine Kappe für sich, danach gingen wir beide zum Flughafen. Er fragte nach fünf Tickets für den Abendflug nach Heathrow. Der Ticketverkäufer, der eine dicke Hornbrille trug, deren Bügel den Rand seiner Kappe berührten, blickte auf den Bildschirm.

„Fünf ist OK, aber Sie müssen sich leider auf Raucher und Nichtraucher verteilen.“ „Das ist in Ordnung.“ Vater fischte eine Kreditkarte aus seiner Jackentasche. Der Mann schüttelte den Kopf. „Keine Kreditkarten.“ „Wie bitte?“ „Nicht solange Notstand herrscht.“ „Aber Sie nehmen doch einen Scheck?“ „Wenn er von einer lokalen Bank kommt.“ „Ich bin bei keiner lokalen Bank. Ich bin mit dem Boot unterwegs.“ Der Ticketverkäufer versah ihn mit einem wissenden Lächeln. „Engländer? Das dachte ich mir schon. Keine englischen Schecks, tut mir leid. Heil Dreibeiner.“

Vater steckte seine Karte ein. „Heil Dreibeiner.“

Die Bank war ein paar Türen vom Ticketschalter entfernt. Vater stellte einen Scheck aus und gab ihn dem Bankangestellten, der ihn gelangweilt überprüfte, bevor er ihn zurückgab. „Nur lokale Konten.“ Vater sagte in einem beherrschten Tonfall: „Ich habe hier kein Konto. Was muß ich tun, um an mein Geld zu kommen?“ „Sie könnten zurück nach England gehen.“ Der Bankier rieb sich mit einer Hand die Stirn und seine Kappe. Er lächelte ebenfalls, jedoch nicht gerade freundlich. „Wir schauen, was wir tun können und geben Ihnen dann Bescheid.“

Zuerst wollte es Martha nicht glauben. „Das ist Guernsey, die freundliche Insel. Ich bekomme das Geld. Der Manager der Bank kennt mich. Er stellt schon 20 Jahre lang Schecks für mich aus.“

„Du verstehst nicht, Martha“, sagte Vater geduldig. „Es hat sich alles verändert. Selbst wenn er immer noch Manager sein sollte, trägt er eine Kappe. Und wenn du mit ihm diskutierst, würde er mißtrauisch werden und sich fragen, ob deine Kappe richtig funktioniert. Es ist nicht irgendeine lokale Gepflogenheit, sondern eine völlige Änderung des Verhaltens eines Jeden.“

„Aber warum? Warum sollten die Kappen die Leute gegen Fremde aufbringen?“ „Ich weiß nicht, aber es muß etwas sein, das von den Dreibeinern bewußt eingeführt wird. Sie könnten genauso denken, wie Julius Cäsar in Gallien: teile und herrsche. Sollten sie gewinnen, werden wir vielleicht alle nur noch in Dörfern leben, nicht mehr in Städten. Das würde es leichter machen, uns unter Kontrolle zu halten.“

Das war das erste Mal, daß ich jemanden über eine mögliche Niederlage der Menschheit sprechen hörte.

„Können wir nicht zur Hütte gehen?“ fragte Angela. Sie hörte sich gleichermaßen verängstigt wie erschöpft an. Martha sagte scharf: „Sie werden niemals gewinnen, wer oder was immer sie auch sind. Wieviel Geld brauchen wir für die Tickets?“

„Dreihundert dürften ausreichen. Aber...“

Sie holte ihre Ledertasche und kramte Schmuck heraus – Goldketten, Armreife, Ringe.

„Eine Sache, die dir der Handel mit Antiquitäten lehrt, ist der Vorzug von tragbarem Kapital. Ich besorge das Geld.“

„Ich werde mit dir kommen“, sagte Vater.

Sie schüttelte energisch den Kopf und ergriff Vaters Kappe. „Nein, wirst du nicht. Ich komme besser alleine zurecht.“

Zwei Airlines flogen zwischen Guernsey und England.

Vater versuchte es jetzt bei der anderen, für den Fall, daß der erste Schalterbeamte neugierig war, und wissen wollte, wo wir so schnell das Geld her bekommen hatten. Dieser dort nahm die lokalen Banknoten ohne Probleme und buchte für uns den letzten Flug von der Insel.

Bevor wir die Edelweiß verließen, präparierte Vater noch die letzte Kappe für Andy. Es gab keine mehr für Angela, aber er nahm an, daß sich keiner um ein kleines Kind scheren würde. Ich schaute zurück zum Boot, als wir die Stufen am Ende der Hafenmauer hinaufstiegen – schon wieder etwas, das wir zurückließen. Was auch immer noch vor uns lag, wir hatten, abgesehen von dem Geld, das von Marthas Schmuck übrig war, gar nichts mehr.

Das Wetter hatte sich verbessert, und der späte Nachmittag wurde von Sonnenschein erhellt, der sich auf dem Wasser spiegelte. Das Taxi brachte uns auf den Hügel, aus St. Peter Port heraus, und ich bemerkte die vertraute Umgebung. In der Vergangenheit war sie Teil der Vorfriede auf den Urlaub, darauf, den ganzen Tag lang im Sonnenschein und am Meer zu verbringen. Auf der linken Seite, in der Königinnenstraße, war der Eingang zum Rathaus. Etwas Neues stand neben dem Tor – ein hölzernes Modell einer Halbkugel, gestützt von drei dünnen Beinen. Ich konnte nicht lesen, was darunter stand, aber ich konnte es mir denken.

Wir checkten sehr früh ein, und Martha ging mit uns ins Flughafenrestaurant. Sie sagte, wir sollten bestellen, was wir wollten; das Geld, das noch von den Tickets übrig war, war außerhalb der Insel nutzlos. Sie und Vater bestellten Champagner. Während die Bedienung die Flasche öffnete, sagte plötzlich ein Mann an einem anderen Tisch: „Mrs. Cordray, nicht wahr?“ Der von hinten bis vorn reichende weiße Kragen unter der schwarzen Kappe zeigte, daß er ein Geistlicher war, und ich erkannte ihn als den Pfarrer der Gemeinde, in der Marthas Häuschen stand.

Den Champagner beäugend sagte er: „Gibt es etwas zu feiern?“ „Meinen Geburtstag.“ Sie lächelte überzeugend. „Möchten Sie ein Glas?“

Er setzte sich zu uns, und sie plauderten miteinander. Er war immer ein großer Redner. Früher war er besorgt darum, immer nett zu sein; jetzt war er unfreundlich, fast aggressiv. Er fragte, ob wir zurück nach England gehen würden, und als Martha ja sagte, hieß er das gut, jedoch mit einem fast verächtlich klingenden Tonfall. „Besser, sehr viel besser. England den Engländern, Guernsey den Guernseynern. Die Dinge entwickeln sich sehr gut, in jeder Beziehung. Meine Mutter erzählte immer davon, wie das Leben auf der Insel im Krieg, während der deutschen Besetzung, war: keine Autos, keine Touristen. Ich danke den Dreibeinern, daß es wieder werden kann, wie damals. In ihrem heiligen Schatten werden wir Frieden finden.“ „Meinen Sie, daß sie vorhaben, zurückzukommen?“ fragte Vater. Der Pfarrer sah überrascht aus. „Die Dreibeiner, meine ich.“

„Aber sie sind bereits zurück! Haben Sie nicht die Nachrichten auf Radio Guernsey gehört? Es hat neue Landungen in der ganzen Welt gegeben! Jetzt können sie ihre Mission, der Menschheit dabei zu helfen, sich von Krieg und Sünde zu befreien, beenden.“ Martha sagte: „Nein, das wußten wir nicht. Ist auch einer auf der Insel?“ „Bis jetzt noch nicht. Das ist etwas, auf das wir warten und hoffen können.“ Seine Stimme klang aufgeregt und voller Eifer. „So wie ihr zweites Erscheinen.“

„In der Tat, das ist es.“

Der erste Risikofaktor, der vor uns lag, war der Aufruf zum Flug. So lange ich denken konnte, gab es Sicherheitschecks wegen Terroristen. Vater hatte gesagt, daß Kontrollen dieser Art unnötig sein würden, da jeder eine Kappe trug, und er behielt recht. Wir mußten nicht einmal durch den Metalldetektor. Wir gingen zum Abflughangar und fast sofort weiter über das Flugfeld zum Flugzeug.

Sie benutzten ein Kurzstreckenflugzeug, mit nur einem Pilot, einem Co-Piloten und zwei Stewardessen. Der Flieger startete, ohne Verzögerung, in westliche Richtung. Als wir Flughöhe erreicht hatten, nahm der Pilot nordöstlichen Kurs auf, Richtung England. Für uns war das die falsche Richtung, jeden Kilometer, den wir in diese Richtung flogen, mußten wir wieder zurück. Außerdem wußten wir nicht, wieviel Treibstoff an Bord war, so daß es auf jeden Liter ankam. Vater stand auf und ging nach vorn, Richtung Toilette. Die Stewardessen waren im hinteren Teil mit Kaffeeservieren beschäftigt. Andy und ich gaben ihm Zeit, die Tür zur Pilotenkanzel zu erreichen, bevor wir nachkamen. Das war der zweite Unsicherheitsfaktor: Würde die Tür unverschlossen sein? Vater drehte am Türknauf und riß sie auf. Während der Copilot sich umdrehte, trat Vater durch die Tür, ich folgte ihm und blockierte den Eingang. Er zog Marthas Pistole aus seiner Jackentasche und sagte: „Ich übernehme das Kommando. Tut was ich sage, und alles wird gut werden.“

Für einen Moment hatte ich die Befürchtung, die Gewißheit, daß wir es falsch angegangen waren. Nach den alten Spielregeln waren die Flugzeugentführer die Bösen und die Flugzeugcrew die Guten; doch diesmal war es anders herum. Da der Pilot gekappt war, würde er nicht das tun, was er für richtig hielt, sondern das, was er für den Willen der Dreibeiner hielt. Wenn die Dreibeiner von ihm verlangten, daß er das Flugzeug, mit ihm und vierzig Passagieren an Bord, zum Absturz bringen sollte, würde er das ohne zu zögern tun.

Beide Männer starteten auf die Pistole. Der Pilot sagte: „Was soll ich tun?“ „Nehmen sie Kurs auf Genf.“ Er zögerte, scheinbar eine Ewigkeit. Unsere Hoffnung war, daß, wenn er sah, daß wir Kappen trugen, er keinen Grund hatte, zu glauben, daß wir gegen die Dreibeiner waren. Schließlich zuckte er mit den Achseln.

„Ok. Kurs Genf, eingegeben.“

## *Kapitel 7*

Der Pilot, Michael Hardy, nahm es, entführt zu werden, sehr viel besser auf, als ich erwartet hätte. Er fragte Vater, warum er das tat, und Vater erzählte ihm, weil seine Frau in der Schweiz war und sie sich dort in der Nacht fürchtete. In meinen Augen war das eine total schwachsinnige Begründung, aber Hardy akzeptierte sie mit einem Nicken. Ich vermutete, daß einer der Auswirkungen, eine Kappe zu tragen, die war, daß die Menschen weniger neugierig wurden. Die Stewardessen und Passagiere schienen ebenfalls nicht über das beunruhigt zu sein, was passierte. Die Kappe diente möglicherweise auch als eine Art Sedativum. Wie unbesorgt der Pilot war, wurde klar, nachdem er den Computer mit den Details des neuen Kurses gefüttert hatte.

Er gähnte und sagte: „Es dürfte gerade so reichen.“ „Was meinen sie mit ‚gerade so‘?“ fragte Vater. „Treibstoff. Wir haben genug für Genf, aber selbst bei der geringsten Abweichung würde es kritisch werden. Hoffen wir, daß wir Glück mit dem Wetter haben.“ Eine der Stewardessen brachte uns allen Kaffee, und er erzählte, während wir tranken. Das Fliegen war etwas, das er schon immer tun wollte. Als Schuljunge wohnte er in der Nähe des Gatwick Flughafens und verbrachte die meiste seiner spärlichen Freizeit damit, startende und landende Flugzeuge zu beobachten. Bis vor kurzem hielt er seinen derzeitigen Job für eine Sackgasse; was ihn wirklich gereizt hatte war das Fliegen der großen transatlantischen Flugzeuge gewesen. An einem Keks knabbernd sagte er: „Wenn ich jetzt zurückdenke, ist es wirklich komisch. Ich meine, warum sollte man sich abmühen.“ „Sie sind also jetzt damit zufrieden, auf einer lokalen Route zu fliegen?“ fragte Vater. Hardy machte eine Pause, bevor er antwortete. „Ich habe Jahre damit verbracht, Menschen am Himmel herumzuchauaffieren, mit hunderten von Kilometern in der Stunde. Für was? Sie sind dort genauso glücklich, wo sie sind. Sogar glücklicher. Meine Frau hat einen Bauernhof gepachtet, und ich denke, ich sollte lieber dort mitarbeiten als zu fliegen. Die Menschen brauchen keine Flugzeuge, Autos oder Züge. Wissen Sie, was ich gerne hätte? Ein Pferd und eine Kutsche. Das würde mir wirklich gefallen.“

Er ließ erneut den Treibstoffverbrauch berechnen und erhielt das Ergebnis, daß er höher war als erwartet. „Wird knapp“, sagte er sachlich. „Paris wäre besser.“

Vater antwortete nicht sofort. Ich fragte mich, ob er erwartete, daß Hardy noch etwas sagte, oder nur die Situation analysierte. Genf bedeutete Ilse für ihn und ein Entkommen von den Dreibeinern für uns alle. Es könnte ebenso eine Chance für ein freies Leben aller Leute an Bord bedeuten. „Wir halten weiter Kurs auf Genf“, sagte er schließlich. „OK, Genf. Hoffen wir, daß dieser Oberwind nicht stärker wird.“ Es wurde nichts weiter gesprochen. Ich begann, an all die Filme über Flugzeugabstürze zu denken, die ich gesehen hatte. Einmal, bei Andy zu Hause, sprach seine Mutter über ihre Angst vorm Fliegen. Sie würde nirgends hingehen, wenn sie dorthin fliegen mußte. Ich hielt es damals für albern, aber jetzt nicht mehr. Wir waren hier oben in dieser metallenen Röhre, kilometerhoch, und falls uns der Treibstoff ausgehen sollte, waren unsere Chancen zu überleben gleich Null. Ich stellte mir vor, wie der Treibstofftank von Sekunde zu Sekunde leerer wurde, und begann zu schwitzen.

Ich dachte auch darüber nach, was Hardy über seine Gefühle erzählt hatte, seid er gekappt war. Er schien glücklich zu sein. Und wenn die Dreibeiner wirklich Frieden brächten, war das eine gute Sache? Friede bedeutet, daß sich die Menschen gegenseitig mögen; und vielleicht auf eine Art, daß sie nicht mehr nur an einem oder ein paar bestimmten Menschen hingen und den Rest vergaßen.

Das Mondlicht gewährte einen verschwommenen Blick auf schneebedeckte Berge, und Hardy leitete die Landeprozedur ein. Das verbesserte die Sache jedoch nicht; eher im Gegenteil. Als das Fahrgestell ausfuhr, setzte eines der Triebwerke aus, stotterte noch einmal kurz und war dann ganz still. Ich hatte jetzt wirklich panische Angst. Ich schloß meine Augen, als die Landerichter vor uns erschienen, und sie waren immer noch geschlossen, als die Räder die Landebahn berührten. Dann fühlte ich mich plötzlich froh und erleichtert. Hardy brachte das Flugzeug in der Nähe des Terminalgebäudes zum Stehen, und ich fand etwas Neues, über das ich besorgte sein konnte. Der Flughafen wußte natürlich von der Entführung, aber wir hatten keine Ahnung, wie sie darauf reagieren würden. Sämtliche Kommunikation mit der Flugkontrolle war rein formal, man war damit beschäftigt, das Flugzeug heil herunter zu bringen. Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bevor sich die Türen öffneten und wir die Anweisung zum Aussteigen bekamen. Ich konnte sehen, wie Vater auf seiner Unterlippe herumkaute. Ich dachte, sie würden uns von der Crew und den restlichen Passagieren trennen, jedoch wurden wir alle zusammen, nachdem Vater Marthas Pistole abgegeben hatte, durch die Ankunftshalle in einen kleineren Raum gebracht, wo Soldaten mit Maschinenpistolen standen. Ein hochrangiger Offizier sagte: „Sie werden jetzt bitte die Kappen von ihrem Kopf abnehmen.“ Captain Hardy sagte: „Nein, das ist unmöglich. Ich bitte um Erlaubnis, aufgetankt zu werden und mit meinem Flugzeug und meinen Passagieren zurück nach Guernsey fliegen zu dürfen.“ „Erlaubnis verweigert. Nehmen Sie die Kappen ab.“ Wir vier zogen sie uns vom Kopf, jedoch machte keiner der anderen irgendwelche Anstalten. Der Offizier gab einen Befehl auf deutsch, woraufhin zwei Soldaten auf Hardy vorrückten.

Er wich zurück, als sie näherkamen, und schrie den Offizier an: „Ihr habt nicht das Recht, uns anzufassen! Ich bestehe darauf, daß Sie uns betanken und uns zurückkehren lassen.“ Der Offizier ignorierte ihn, und die Soldaten gingen weiter auf ich zu. Der Pfarrer, der in Guernsey mit Martha gesprochen hatte, stand in seiner Nähe. Er breitete die Arme aus und sagte: „Wir bringen euch Frieden. Legt die Waffen nieder und empfangt den Segen.“ Er machte eine Geste, drei nach unten laufende Striche, mit seiner rechten Hand. „Im Namen der Dreibeiner.“

Als ein Soldat Hardys Arms packte, fing er an zu toben, riß sich los und schlug einem von ihnen ins Gesicht. Der Rest der Gekappten bewegte sich vorwärts und schrie. Ich hörte Mathas Stimme über dem Geschrei: „Schnell! Diesen Weg -“ Wir gingen auf die Tür zu, durch die wir hereingekommen waren. Zwei der Soldaten hoben ihre Waffen. „Wir sind nicht gekappt. Seht!“ rief Vater.

Er warf sich auf den Boden, aber sie hielten immer noch ihre Waffe auf uns gerichtet. Hinter uns wurde das Geschrei von einem einzelnen Schuß durchbrochen und dann von mehreren kurzen MPi - Salven. Ich drehte mich um und sah einige der Gekappten auf dem Boden liegen. Captain Hardy, dem Blut aus einer Schußwunde im Genick sickerte, war einer davon.

Es war schnell vorbei. Geschockt starteten die Übrigen schweigend die Soldaten an, von denen zwei einen Mann um die 60 ergriffen und auf Seite stießen. Er begann zu weinen, als die Soldaten ihm seine Kappe vom Kopf rissen und hörte nicht auf, als sie sich ihr nächstes Ziel vornahmen. Es war ein furchtbares Geräusch, das schlimmer wurde, je mehr gewaltsam von ihren Kappen getrennt wurden. Sie leisteten keinen weiteren Widerstand, aber es war, als ob man dabei zuhörte, wie Tiere gequält werden.

Der befehlshabende Offizier kam zu uns. „Sie werden zum Verhörzimmer eskortiert.“ Seine Stimme klang eisig. „Gehorchen Sie allen Befehlen.“ „Wir haben die Kappen funktionsunfähig gemacht“, sagte Vater. „Wir standen zu keinem Zeitpunkt unter dem Einfluß der Dreibeiner.“ Die scharfe Stimme war unverändert: „Gehorchen Sie den Befehlen.“

Sie verhörten uns einzeln und sehr ausführlich. Schließlich bekamen wir etwas zu Essen und ein Hotel für die Nacht. Als Vater fragte, ob er Ilse anrufen dürfe, wurde ihm das nicht gestattet. Es gab ein Telefon im Zimmer, das er sich mit Andy und mir teilte, jedoch war es nicht angeschlossen. Am nächsten Morgen wurden Martha und Vater erneut verhört und danach wurden wir zu einem steifen kleinen Mann mit einem schwarzen Bart gebracht, der uns sagte, daß wir eine Aufenthaltserlaubnis für sieben Tage hätten. Es stünde uns frei, nach Fernohr zu fahren, jedoch müßten wir der dortigen Behörde Bescheid geben, sobald wir angekommen waren. Er warf uns ein Stück Papier zu, das unsere Aufenthaltserlaubnis war.

Vater fragte: „Und nach sieben Tagen?“ „Werden wir eine Verlängerung in Erwägung ziehen. Sie sind Fremde, die dieses Land illegal betreten haben. Sie wären nach England zurückgeschickt worden, jedoch existiert zu Zeit keine Flugverbindung. Ich muß Sie warnen, daß jede Mißachtung der Polizeianweisungen eine sofortige Ausweisung für alle von Ihnen in das nächste Land, das Sie aufnehmen würde, zur Folge hat.“ „Können wir die Kappen wieder haben, die wir getragen haben – die, die nicht funktionieren?“ „Warum?“ „Für den Fall, daß wir sie noch einmal brauchen.“

„Es gibt keine Dreibeiner in der Schweiz, also brauchen Sie sie nicht.“ Er zuckte mit den Achseln. „Es wurde bestätigt, daß sie harmlos sind. Nehmen Sie sie, wenn Sie wollen.“ Martha verkaufte mehr Schmuck, um Schweizer Geld zu bekommen, und wir nahmen einen Zug nach Interlaken. Der Zug fuhr neben einem See, der sich so weit erstreckte, daß man nicht das andere Ufer sehen konnte. Der Tag begann bewölkt, aber nun war beides, der See und der Himmel klar und blau, nur mit ein paar Wolken über den Berggipfeln auf der anderen Seite.

Vater machte einen entspannten Eidruck. Es gab jetzt endlich Gelegenheit, sich zu entspannen – von der Flugzeugentführung, der Angst abzustürzen und dann noch von der Sache am Flughafen. Im wirklichen Leben ist es anders als im Fernsehen – das MPi - Feuer war lauter, das Blut roter und entsetzlicher.

Als ich darüber nachdachte, war da für ihn auch noch der Aspekt, wieder mit Ilse zusammen zu sein, er sagte zu Angela: „Wir werden Mutti in ein paar Stunden wiedersehen. Ich frage mich, ob sie uns nach all der Zeit überhaupt noch erkennt.“

„Natürlich wird sie das“, sagte Angela. Sie aß einen Apfel. „So lange ist es auch nicht her.“

Martha schaute aus dem Fenster. Zwischen uns und dem See waren Häuser mit spielenden Kindern, einem munter umherspringenden Hund, Rauch, der von einem Schornstein aufstieg.

„Es sieht hier alles so schön und friedlich aus“, sagte sie. „Meinst du, wir bekommen die Aufenthaltsgenehmigung?“ Vater streckte sich. „Da bin ich sicher. Wir hatten es mit Bürokraten am Flughafen zu tun. Die örtliche Polizei ist da anders.“ Der Zug stoppte in Lausanne, wo der Fahrplan einen 30minütigen Aufenthalt vorsah. Ich fragte Vater: „Können Andy und ich uns hier ein wenig umsehen? Wir sind in ein paar Minuten zurück.“

„Besser nicht. Wir sollten uns nicht trennen.“ Ich überlegte kurz. „Ich würde gerne sehen, ob ich irgend etwas finde, das ich Ilse schenken kann. Sie hat schließlich nächste Woche Geburtstag.“ Angela war nicht die einzige, die diese Spielchen spielen konnte. Er zögerte, sagte dann aber: „In Ordnung. Solange du in einer viertel Stunde zurück bist.“

Martha sagte: „Ich glaube nicht, daß du hier irgendwas mit englischem Geld kaufen kannst.“ „Ich frage mich, ob du mir nicht etwas wechseln kannst?“ „Und wann werde ich das, was ich dir wechsele, wieder verwenden

können?“ Sie lächelte und griff in ihre Brieftasche. „Naja, ich mußte ja auch etwas sagen. Zwanzig Franken - es wird wohl etwas Kleines werden müssen. Du solltest besser auch ein bißchen was zum Ausgeben haben, Andy.“ „Und ich?“ fragte Angela. „Nein, du bleibst hier“, sagte ich. „Wenn du gehst, darf ich auch.“ Ihre Augen hatten einen trotzigen Ausdruck „Es ist nicht fair, wenn du ein Geschenk kaufen kannst und ich nicht. Sie ist schließlich *meine Mutter!*“

Ich argumentierte noch ein wenig, hatte jedoch wenig Hoffnung auf Erfolg. Martha gab auch ihr zwanzig Franken, und sie lief hinter uns her, als wir den Bahnhof erforschten.

Wir fanden einen kleinen Laden, und ich überlegte, ob ich Ilse Schokolade oder eine Puppe in einer Tracht kaufen sollte. Während ich überlegte, kaufte Angela eine der Puppen, also mußte ich wohl die Schokolade nehmen. Es gab zwei Sorten, eine für neun Franken und eine für neunzehn. Ich fragte nach der billigeren, überlegte es mir dann aber anders und nahm die teurere.

Ich nahm am Rande wahr, daß sich einige Leute in unserer Nähe versammelten. Plötzlich ertönte ein Stimme hinter mir: „*Sales Anglais!*“ Ich wußte, daß das französisch für „dreckige Engländer“ war, aber auch wenn ich es nicht gewußt hätte, hätte mir der Ton seiner Stimme ein ziemlich gutes Bild von dem vermittelt, was er meinte.

Er war um die sechzehn, groß und dunkelhäutig, trug ein rotes Hemd mit einem großen weißen Kreuz, dem Schweizer Nationalsymbol. Da waren noch andere mit ähnlichen Hemden in einer Gruppe von einem Dutzend oder mehr, die meisten in etwa so alt wie er, aber auch ein paar jüngere und ein Mann mit einem grauen Bart, der etwa so wie fünfzig wirkte. Die, die keine entsprechenden Hemden hatten, trugen rote Stirnbänder mit weißen Kreuzen.

Andy sagte leise: „Laß uns hier verschwinden.“ Er bewegte sich in Richtung Ausgang, aber der große Junge blockierte ihm den Weg. Ein anderer, kleiner und blondhaarig, sagte: „Was machst du in unserem Land, schmutziger Engländer?“ Andy sagte: „Nichts. Zurück zum Zug gehen.“ „Ein anderer sagte: „Dreckiger Engländer in sauberem Schweizer Zug ist nicht gut.“ „Schaut“, sagte Andy. „Das ist jetzt das zweite Mal, daß wir dreckige Engländer genannt wurden.“ Er erhob seine Stimme. „Der Nächste bekommt den Arsch versohlt.“ Für einen Moment war es still. Es sah so aus, als würden sie uns in Ruhe lassen, Andy schien das auch zu denken. Er ging nach vorne und schob den großen Jungen zur Seite, zwang ihn, ein paar Schritt zurück zu gehen. Eine Lücke öffnete sich in ihrer Reihe, aber nur für eine Sekunde. Einer packte seinen Arm und riß ihn herum; ein anderer stellte ihm ein Bein, so daß er zu Boden ging.

Als er fiel, schrie Angela. Ich ergriff ihren Arm und zog sie in die entgegengesetzte Richtung. Sie waren mit Andy beschäftigt, und es sah so aus, als könnte ich sie erfolgreich aus der Schußlinie bringen, aber Angela schrie noch einmal, und ich sah den Mann mit dem Bart von der anderen Seite nach ihr grapschen.

Ab jetzt ging alles drunter und drüber. Ich trat und schlug um mich und bekam Tritte und Schläge zurück. Ein Schlag in mein Genick ließ mich taumeln, und ich versuchte verzweifelt auf den Beinen zu bleiben. Ich konnte einen kurzen Blick auf Andy werfen, der am Boden lag und grunzte, als sie ihn traten.

Ich hielt meine Arme über das Gesicht, versuchte mich zu schützen. Dann ertönten Rufe, vermischt mit dem Dröhnen eines Lautsprechers, der die Ankunft eines Zuges bekanntgab. Ich bemerkte, daß die Schläge aufgehört hatten, erschrak jedoch, als mich jemand unsanft packte.

Ich öffnete meine Augen und sah einen grau uniformierten Polizist. Zwei andere stellten Andy auf die Beine, und zerstreuten die Meute.

Angela schien unverletzt zu sein. Andy blutete aus dem Mund und hatte eine Platzwunde über dem Auge und noch eine auf der Backe. Als ich ihn fragte, wie er sich fühlte, sagte er: „Naja. Ich lebe noch. Glaub ich zumindest.“

Die Polizisten eskortierte uns zurück zum Zug. Ich erzählte Vater, was passiert war, während Martha Andy versorgte. Die Polizisten wollten Einzelheiten über unsere Reise wissen und überprüfte unsere Pässe. Im Laufe der Kontrolle fragte Vater: „Was werden Sie wegen denen unternehmen?“

„Diese Kinder sind Ihre Zuständigkeit“, sagte der ältere Polizist. Er hatte ein rundes Gesicht mit kleinen Augen, und sprach Englisch langsam, aber ganz gut. „Sie haben Erlaubnis, weiterzufahren nach Fernohr. Melden Sie sich nach Ankunft bei lokaler Polizeibehörde.“

„Ich habe nicht von unseren Kindern gesprochen.“ Vater kaute wieder auf seiner Unterlippe. „Die, die sie angegriffen haben – was werden sie mit denen machen?“ „Wir kennen nicht ihre Identitäten.“ „Werden sie irgend etwas unternehmen, um sie herauszufinden?“ „Und wir wissen nicht, ob es Provokation gab.“

„Provokation! Die Kinder haben Geschenke für ihre Mutter gekauft – die zufälligerweise Schweizerin ist – als sie als „dreckige Engländer“ beschimpft und angegriffen wurden. Ich dachte, dies wäre ein zivilisiertes Land.“

Der Polizist trat einen Schritt näher und kniff seine kleinen Augen zusammen. „Hören Sie, Engländer. Dies *ist* ein zivilisiertes Land. Und ein Land für Schweizer. Wir brauchen keine Fremden hier. Wünschen Sie sich zu beschweren?“ Martha sagte: „Komm, vergiß es, Martin.“ Der Polizist wippte auf seinen Absätzen. „Wenn Sie wünschen sich zu beschweren, müssen Sie den Zug verlassen und mit zum Polizeirevier kommen. Sie werden dann dort warten, bis mein Vorgesetzter Zeit hat, Sie zu sehen und die Beschwerde zu diskutieren. Ich weiß nicht, wie lange das dauern wird, da er ein sehr beschäftigter Mann ist. Also, Engländer?“ Vater sagte mit zusammengeknautschten Zähnen: „Keine Beschwerde.“ „Gut. Stellen Sie sicher, daß keiner von ihren Leuten mehr Ärger macht. Ich wünsche Ihnen eine sichere und schnelle Reise – zurück nach England.“

Als der Zug anfuhr, sagte Vater: „Ich verstehe das nicht.“ „Ich konnte die Schweizer noch nie leiden“, sagte Martha. „Abgesehen von Ilse natürlich.“ Andy sagte: „Ich habe gesagt, daß ich denjenigen verprügeln werde, der uns noch einmal dreckige Engländer nennt. Danach haben sie uns angegriffen. Tut mir leid, wenn ich Ärger verursacht habe, aber ich konnte doch nicht einfach zuhören und nichts sagen.“ „Nein“, sagte Vater. „Ich verstehe, was du meinst. Aber wir werden in Zukunft genau das tun müssen – zuhören und nichts sagen -. Es ist eine andere Art von Xenophobie, als die, die wir in Guernsey vorfanden, aber es ist nichtsdestotrotz ebenfalls Xenophobie.“ Angela fragte: „Was ist Zene – fobi?“ „Angst vor Fremden. Angst und Haß. Es kann einerseits nützlich sein, um sich und seine Angehörigen zu schützen, es kann aber auch genauso gut ausarten und ungemütlich werden.“

Das ist eine lustige Sache. Oberflächlich betrachtet scheint das, was wir in Guernsey gesehen haben, besser zu sein – die Leute wollen nur in Ruhe gelassen werden und ihr eigenes Leben leben, während hier Aggressivität vorherrscht: ein natürlicher Trieb, Fremde anzugreifen. Aber das hier ist gesünder. Die Schweizer haben sich darin eingehüllt, Schweizer zu sein und hassen alle, die es nicht sind. Es ist hart für uns, dürfte jedoch ein guter Schutz gegen die Dreibeiner sein.“ Er und Martha sprachen weiter darüber, als der Zug Geschwindigkeit aufnahm. Wir konnten wieder den See sehen, flach, ruhig und friedlich, mit zwei oder drei kleinen Booten und einem altertümlichen Raddampfer, der unaufhaltsam Richtung Genf pattelte. Ich dachte über mein Verhalten während der Schlägerei nach. Ich versuchte Angela aus dem Weg zu bringen, weil sie ein Mädchen war (und meine Halbschwester) und Schutz brauchte. Das hatte jedoch bedeutet, Andy im Stich zu lassen; ich hoffte, er verstand meine Gründe. Ein Auge war fast zugeschwollen. Er sah meinen Blick und blinzelte mit dem unverletzten. Vater hatte Ilse von Genf aus angerufen, und als der Zug in Interlake stoppte, wartete sie bereits am Gleis. Sie küßte Martha und umarmte Angela, aber ihr Blick über Angelas Schulter war auf Vater gerichtet. Dann gingen sie und er langsam aufeinander zu. Sie streckte ihre Arme aus und seine Hände ergriffen ihre. Sie standen ganz nah zusammen, lächelten ein paar Momente lang, bevor er sie küßte. Es war Ilse, die sich schließlich löste. Sie lachte und weinte gleichzeitig. Sie drehte sich von Vater weg und schaute zu mir. „Lowree“, sagte sie. „Oh, Lowree, ich kann gar nicht sagen, wie gut es tut, dich wiederzusehen.“ Sie kam zu mir, und ich streckte meine Hand aus. „Es ist auch gut, dich zu sehen.“ Es war komisch. Ich streckte meine Hand aus, um sie daran zu hindern mich zu küssen, und ich dachte nicht, daß ich es so meinte und wirklich froh war, sie zu sehen. Doch auf eine irgendeine Art und Weise war ich es.

## *Kapitel 8*

Fernrohr war ein kleines Bergdorf, zu welchem eine schmale Straße führte, mit einem bewaldeten Hang auf der einen Seite und einem schwindelerregenden Blick nach unten ins Tal auf der anderen Seite. Die Straße von Interlaken endete dort, oder zumindest der geteerte Teil. Ein unbefestigter Weg führte an einem halben Dutzend Ferienwohnungen vorbei und endete schließlich am Gasthaus Rutzecke.

Das erste Rutzecke - Haus wurde von Ilses Großvater gebaut als ein Urlaubsdomizil für die Familie, aber zwischen den Weltkriegen hatte es ihr Vater in ein Gasthaus umgebaut. Es hatte acht Schlafzimmer, ein paar Aufenthaltsräume und davor eine Terrasse, auf der ein Fernrohr stand und ein Fahnenmast, an dem die Schweizer Fahne flatterte.

Die Almoma hatte aufgehört, ihn als Gasthof zu betreiben, als der Almöhi krank wurde. Die einzige Person, die außer der Familie jetzt noch dort wohnte, war ein ehemaliger Bediensteter, der Yone hieß und sogar noch älter als der Almöhi war. Er kümmerte sich auch um die Tiere – Hühner und zwei Kühe, die auf den hügeligen Wiesen herumliefen, mit Glocken um ihren Halsen – und schoß ab und zu auf Blechbüchsen. Er hatte eine alte Schrotflinte, die er immer mit sich herumtrug.

Die Almoma war weißhaarig und mollig. Sie sprach wenig Englisch und schien ein bißchen Angst vor Vater zu haben und noch mehr vor Martha, die mit ihr zwar freundlich sprach, jedoch etwa so, wie zu Hause mit der Haushälterin.

Es schneite am zweiten Tag, jedoch schmolz der Schnee fast sofort. Ilse meinte, daß es ziemlich warm für die Jahreszeit sei. Sehnsüchtig betrachtete ich die aufgereihten Skier in einer der Hütten, die Andy und ich beim Erkunden der Gegend entdeckt hatten. Die Umgebung oberhalb des Gasthauses war relativ langweilig, viel abgemähte Wiese und ein paar Felsen. Unterhalb des Dorfes jedoch war es interessanter, es gab einen Kiefernwald und ein paar gute Klettermöglichkeiten.

Der See lag tief im Tal und wir konnten durch das Fernrohr Boote darauf herumfahren sehen. Es war münzbetrieben, jedoch war der Kasten offen; so konnten wir immer wieder dasselbe Zwanzig - Centime - Stück benutzen. Wir halfen auch Yone mit den Hühnern und Kühen. Die Hühner legten manchmal irgendwo ihre Eier ab, die wir dann suchen mußten, und die Kühe mußten abends ebenfalls gefunden und zurückgebracht werden. Ich versuchte ihn zu überreden, mich mal mit der Schrotflinte schießen zu lassen, aber er weigerte sich. Es war kein wildes, aufregendes Leben, aber angenehm genug. Die Almoma war auch eine bessere Köchin als Martha.

Ihr Ehemann, der Almöhi, lag den ganzen Tag lang in dem großen Doppelbett in ihrem Schlafzimmer, außer bei schönem Wetter, wenn sie und Yone ihn auf eine Liege auf dem Balkon legten. Ich saß manchmal bei ihm, wußte jedoch nie, was ich sagen sollte, und er sprach ebenfalls nicht. Aber er lächelte immer, wenn Angela ins Zimmer kam. Ich hatte keine Ahnung, ob er wußte, was uns hierher gebracht hatte, oder ob er über die Dreibeiner Bescheid wußte.

Das Schweizer Radio und Fernsehen war auf Deutsch und Französisch; Ilse mußte uns erzählen, was in der restlichen Welt passierte. Es schien, daß jetzt bereits die meisten Menschen gekappt waren, aber die Schweizer schien das nicht zu beunruhigen. Seid hunderten von Jahren waren sie umzingelt von Diktaturen und Imperien und hatten es geschafft, nicht beachtet zu werden. Sie hatten den Schutz ihrer Berge und eine Armee, in der alle männlichen Bürger dienten. Die Dreibeiner waren ein Ärgernis, aber das waren Napoleon und Hitler ebenfalls. Sie meinten, alles was sie tun mußten, war, sich ruhig zu verhalten und weiter Schweizer zu bleiben. Sie hatten einige Vorkehrungen getroffen. Gleich zu Beginn hatten sie alle ihre Trippies zusammengetrieben und in Lager unter militärische Bewachung gestellt. Die wenigen, die der ersten Säuberung entkommen waren und versuchten, Kappen unter die Leute zu bringen, wurden schnell gefaßt und eingesperrt. Ilse, welche die Dinge nur aus dem Blickwinkel der Schweizer sah, war sicher, daß der Dreibeiner - Wahnsinn bald abebben würde. Vater war nicht so optimistisch, hoffte jedoch, daß die Schweizer sich vom Rest der Welt isoliert halten könnten, als letzte Oase der Freiheit.

Im Dorf begegnete man uns zuerst mit ähnlich fremdenfeindlichen Gefühlen wie in Genf und Lausanne. Die Dorfbewohner ignorierten uns demonstrativ, und die Ladenbesitzer – es gab eine Bäckerei und einen kleinen Supermarkt – waren egoistisch und wenig hilfsbereit. Als es soweit war, unsere Aufenthaltserlaubnis zu erneuern, zögerte der Dorfpolizist, ein Mann namens Graz, lange Zeit. Schließlich sagte er, daß er die Verlängerung nur unterschreibe, weil wir mit den Rutzecks verwandt seien; der Almöhi war wohlbekannt und respektiert.

Einige der ansässigen Jungen trieben es noch weiter, folgten uns und warfen uns Beleidigungen hinterher. Einer der Anführer war Rudi Graz, der Sohn des Polizisten. Er war erst dreizehn, aber gut gebaut, und er hatte es besonders auf Andy abgesehen. Beim dritten Mal geschah es - als wir wieder einmal das Dorf verließen und auf dem Weg zurück zum Gasthaus waren - daß Andy stehen blieb und kehrt machte. Die Schweizer Jungen blieben ebenfalls stehen, aber Rudi sagte etwas mit Schweizer Dialekt, woraufhin der Rest lachte. Andy ging auf ihn zu und sagte eines der wenigen Deutschen Wörter, die er kannte: *Dummkopf*, was soviel hieß wie Idiot.

Der darauffolgende Kampf dauerte ungefähr fünf Minuten. Andy war beweglicher und der bessere Boxer, aber Rudi war ein rauher Schläger und landete einige schmerzhaft Treffer. Einer öffnete die Wunde über Andys Auge, und es blutete ziemlich stark. Doch es war Rudi, der schließlich zurückwich. Sie schauten sich an, und nach einem Moment streckte ihm Andy seine Hand entgegen. Der Schweizer Junge ignorierte sie und wandte sich zum Gehen, seine Anhänger folgten ihm. Es machte sie nicht freundlicher, jedoch hörten sie auf, hinter uns her zu rufen. Angela bestand ab und zu darauf, mit uns ins Dorf gehen zu dürfen und bekam manchmal sogar ein Lächeln geschenkt, ich vermutete, weil sie ein kleines Mädchen und niedlich war. Außerdem schloß sie Freundschaft mit einem alten Pferd, das aus der Schweizer Armee ausgemustert worden war und auf einer Wiese nahe der Bäckerei graste. Eines Tages, nachdem sie es gestreichelt und mit ihm geredet hatte, sagte sie: „Er ist ein bißchen wie Prinz. Meinst du nicht auch, Laurie?“ Ich sagte vorsichtig: „Na ja, ein bißchen, schätze ich.“ „Was wird wohl mit Prinz geschehen?“ „Nichts. Ich meine, sie werden sich um ihn kümmern, bis wir zurückkehren.“ Sie drehte sich um und starrte mich an, in ihren blauen Augen zeichnete sich Verachtung ab. „Aber wir werden nicht zurückkehren, nicht wahr? Alle sagen das nur.“ Ich war nicht sicher, was als Nächstes kommen würde – befürchtete, daß sie noch anfangen zu weinen – also plapperte ich irgendwas, von wegen ich wußte selbst nicht, was noch passieren wird, aber daß alles bestimmt wieder in Ordnung kommt.

Als ich fertig war, sagte sie: „Ich wache manchmal in der Nacht auf, weil ich träume, daß ich wieder ein Trippy bin. Doch es ist schlimmer als damals, weil ich merke, was mit mir passiert, und ich hasse es, kann jedoch nichts dagegen tun. Als ich deswegen das erste Mal aufgewacht bin, habe ich mich zuerst gefürchtet, und dann .... ich kann es nicht richtig beschreiben. Ich fühlte mich, sagen wir, einfach nur gut. Fühlte mich sicher.“ Sie rupfte einen Büschel Gras ab, und das Pferd knapperte es ihr aus der Hand. „Ich hoffe, daß es Prinz gut geht.“ Ich sagte: „Da bin ich sicher.“ Sie blickte wieder zu mir empor. „Aber du brauchst mir nichts vorzumachen. Ich will nicht dorthin zurückkehren – nicht einmal für Prinz.“

Wir hatten nie zuvor über etwas so Ernstes miteinander gesprochen. Und ich erkannte, daß sie sehr tapfer war und sehr viel erwachsener, als ich dachte. Ich fühlte mich unbehaglich, wollte sie jedoch wissen lassen, daß ich das verstand. Wir waren keine Familie, die viel Wert auf die Nähe der Anderen legte, aber ich legte meinen Arm um sie, obwohl Andy dabei war. Ich sagte: „Na komm. Die Almoma wartet auf das Brot.“

Alles veränderte sich plötzlich, als Französische und Deutsche Soldaten, ohne Vorwarnung, die Schweiz angriffen.

Am ersten Tag waren alle Dorfbewohner wahnsinnig aufgeregt über die Neuigkeiten, am nächsten Tag machten sie lange Gesichter, da alle Männer zwischen achtzehn und sechzig einberufen wurden. Das Verhalten derer, die zurückblieben, änderte sich, vielleicht weil ihr Haß sich jetzt ganz auf die Invasionsarmeen konzentrierte. Sie lächelten uns an und waren sogar bereit, sich zu unterhalten. Und sie waren voller Zuversicht. Frau Stitzenbahr, die Frau des Bäckers, deren zwei Söhne gegangen waren, sagte: „Das ist schrecklich, aber ich glaube, nicht für

lange. Die Franzosen und die Deutschen kämpfen doch immer. Schweizer Männer kämpfen nicht gerne, doch sie sind tapfer und lieben unser Land. Sie werden die Franzosen und die Deutschen schnell nach Hause zurücktreiben.“

Andy und ich liefen zurück zum Gasthaus. Es war ein grauer, kalter Nachmittag. Obwohl es hier bei uns immer noch keinen Schnee gab, wurden die uns umgebenden Gipfel immer weißer vom Neuschnee. Ich sagte: „Zum Glück ist Vater kein Schweizer, sonst hätte er bestimmt auch gehen müssen. Was meinst du, wird passieren?“ Der Pfad lief an einer tiefen Schlucht vorbei. Andy warf einen Stein, und wir sahen zu, wie er mehr als hundert Meter unter uns in tausend Stücke zerplatzte.

„Die Schweizer denken, daß ihr Patriotismus reicht, um es mit jedem aufnehmen zu können“, sagte er. „Sie wissen nicht, was es bedeutet, einem Feind gegenüberzustehen, der eine Kappe trägt.“

„Die am Flughafen ergaben sich, als die Armee das Feuer eröffnete.“

„Das war etwas anderes. Warum sollten die Dreibeiner sich um eine kleine Gruppe wie diese kümmern? Es war egal, was mit ihnen passierte. Aber jetzt schicken sie uns eine Armee – eine Armee von Männern, die es einen feuchten Dreck interessiert, ob sie getötet werden.“ Ich dachte darüber nach – zu kämpfen und sich nicht darum zu kümmern, daß man getötet werden könnte. Man mußte gekappt sein, um so denken zu können. „Wie auch immer“, sagte ich. „Ich glaube nicht, daß die Kämpfe bis nach Fernrohr vordringen werden.“

So war es auch. Und Frau Stitzenbahr hatte Recht, es war schnell zu Ende. Aber nicht auf die Weise, wie sie dachte. Am nächsten Tag trafen Berichte von Rückzügen im Norden und im Westen ein, und am darauffolgenden Morgen war es vorbei. Ilse übersetzte die Nachrichten im Radio: immerwährender Friede sei für die Schweiz gekommen, so, wie er bereits in der restlichen Welt herrschte. Das nächste Stück konnte selbst ich verstehen: „*Heil Dreibeiner!*“

Zwei Tage später, als ich durch das Fernrohr blickte, sah ich die vertraute Form des Raddampfers, der sich seinen Weg durch das graue Wasser an Interlaken entlang bahnte. Und noch etwas Anderes, Monströses, sich am Ufer entlangbewegten. Ich rief Vater und Andy.

Als es Vater gesehen hatte, sagte ich: „Es gibt keinen Ausweg mehr, oder?“ Vater sah müde aus, er hatte einen Stoppelbart, schwarz, mit grauen Stellen. Früher hatte er sich immer rasiert, sobald er früh aufstand. Er schüttelte den Kopf, ohne zu antworten. Er starrte hinunter auf den Landstrich neben dem See. Man konnte es sehen, wenn auch etwas undeutlicher mit bloßem Auge, wie es sich über das offene Land bewegte, nicht darauf achtend, wohin es trat, oder auf was. In Vaters Gesicht zeichnete sich hoffnungslose Verzweiflung ab. Möglicherweise wurde die Verzweiflung schlimmer, je älter man war. Ich sagte: „Wir sind doch hier ziemlich sicher, oder? Sie kommen vielleicht nicht bis hier herauf.“ Er schüttelte noch einmal den Kopf, langsam, als ob es ihm Schmerzen bereiten würde. „Möglicherweise nicht.“ Martha und Angela kamen auch heraus. Martha beobachtete Vater mehr als den Dreibeiner; nach einiger Zeit sagte sie, mit einer freundlicheren Stimme als gewöhnlich: „Ilse ist beim Almöhi – ihm geht es diesen Morgen nicht sehr gut. Warum gehst du nicht zu ihr und leistest ihr Beistand?“

Während der nächsten Tage, kamen die Männer zurück nach Fernrohr. Es kamen nicht viele zum Einsatz, weil die Kämpfe nur von so kurzer Dauer waren. Und dann, eines morgens auf dem Weg in die Bäckerei, sahen wir, daß die Dorfbewohner Kappen trugen.

Ich flüsterte zu Andy: „Was machen wir jetzt? Schnell abhauen?“ „Das könnte Aufmerksamkeit erregen. Schau, dort ist Rudi. Er ist nicht gekappt.“ Wir lernten in Guernsey, daß Menschen, die jünger als vierzehn Jahre waren, nicht gekappt wurden; möglicherweise deshalb nicht, weil junge Menschen nicht als Bedrohung angesehen wurden. Es schien so, als ob dieselbe Regel hier galt. Rudi war ein Jahr jünger als wir, also war Angela sicher, jedoch waren Andy und ich in Gefahr. Wir liefen weiter und versuchten uns unauffällig zu verhalten. In der Bäckerei brachte Herr Stitzenbahr gerade frisches Brot herein, und Frau Stitzenbahr hinter der Theke begrüßte uns mit dem üblichen „*Griß Gott*.“ Alles war wie immer, mit einer Ausnahme: die schwarzen Kappen bedeckten ihr geflochtenes weißes Haar und seinen kahlen Kopf.

Frau Stitzenbahr fragte nach dem Almöhi und tratschte weiter, so daß ich schon befürchtete, nicht mehr loszukommen. Schließlich hatten wir die Brotlaiber und unser Wechselgeld und konnten gehen. Wir eilten die Dorfstraße hinauf, aber nach fünfzig Metern kam uns eine Gruppe von Männern entgegen. Einer davon war Rudis Vater. Er sah nicht aus wie ein Polizist. Er war klein und dünn, mit einer ungesund aussehenden, blassen Gesichtsfarbe. Er verhielt sich jedoch wie ein Polizist. Er baute sich vor uns auf und blockierte unseren Weg.

„*So, die englischen Kinder.....*“ Er sah mich genauer an. „*Wie alt? Doch schon vierzehn?*“ Er übersetzte schwerfällig: „Wie alt, Junge? Bist du vierzehn Jahre bereits?“ Also war vierzehn wirklich das Alter für die Kappe. Ich sagte höflich: „Nein, Sir. Erst nächstes Jahr.“ „Du mußt eine Geburtsurkunde vorbeibringen.“ Sein Blick verfinsterte sich. „Aber sie muß von England kommen. Das ist unbefriedigend.“ Unbefriedigend für ihn vielleicht. Mit Genugtuung erkannte ich, daß das Wochen dauern konnte. Immer noch finster dreinblickend drehte er sich zu Andy um. „Aber du bist schon vierzehn. Das ist sicher.“ „Nein, Sir“, sagte Andy.

„Dreizehneinhalb.“ Tatsächlich war er nur zwei Monate älter als ich, aber mit den paar Zentimetern, die er größer war, und seinem reiferen Aussehen konnte er locker für fünfzehn gehalten werden. Rudis Vater schüttelte den Kopf. „Ich glaube dir das nicht. Es ist nötig, daß du geweiht wirst. Für heute sind die Kappen ausgegangen, aber morgen bringt das Postauto neue. Du wirst dann eine bekommen.“ Andy nickte. „Wenn Sie es sagen, Sir.“



Ich werde morgen früh zurückkommen.“ „Nein, du wirst hierbleiben. Es gibt ein paar Verrückte, die nicht geweiht werden wollen. Du wirst hierbleiben, bis neue Kappen kommen.“

Andy strich sich mit der Hand über die Haare am Hinterkopf, etwas das er tat, wenn er nachdachte. Einer der anderen Männer, der den Eindruck machte, als ob er der örtliche Wrestling Champion wäre, kam näher. Andy bemerkte das. „Was immer Sie sagen.“ Er schaute zu mir. „Du wirst ihnen erzählen, was passiert ist?“ „Ja, ich erzähle es Vater.“ Ich gab ihm ein wortloses Zeichen. „Keine Panik. Es wird alles gut gehen.“ Angela und ich sahen ihm nach, als er mit Rudis Vater in Richtung von dessen Haus davonging. Ich versuchte mir einzureden, daß er eine Chance hätte, alleine zu entkommen, glaubte jedoch nicht daran. Er brauchte Hilfe. Die erste Priorität war, jetzt zurück zu Vater zu gehen und ihm alles zu berichten.

Am Rande des Dorfes trafen wir Rudi. Zu meiner Überraschung blieb er stehen und begann zu sprechen. „Warum ist Andy nicht bei dir?“ Ich sah keinen Grund, es ihm nicht zu erzählen, und hatte das Gefühl, daß die Neuigkeit ihn nicht sehr überraschte. Sein Vater hatte möglicherweise über die Engländer und die Notwendigkeit, sie zu kappen, gesprochen. Aber er sah nicht so selbstgefällig aus, wie ich es erwartet hätte. Er kam eher nach seiner Mutter als nach seinem Vater, er war groß und blond, und wie sie hatte er gewöhnlich ein breites, leeres Grinsen aufgesetzt. Er grinste jetzt nicht. „Er muß hierbleiben für die Weihe?“ Ich nickte. „Will er das?“ „Ich weiß es nicht.“ Ich wurde aufmerksam. „Aber es muß geschehen, nicht wahr – mit jedem?“ Er sagte langsam: „So haben sie es gesagt.“

Wir fanden Vater und Martha, wie sie in der ehemaligen Empfangshalle im vorderen Teil des Gasthauses Kaffee tranken. Sie sprachen miteinander, unterbrachen sich aber, als wir hereinkamen. Angela platzte gleich mit der Geschichte heraus, und ich ließ sie erzählen. Als sie fertig war, sagte Martha: „Das ist schrecklich.“ Sie machte eine Pause. „Aber die Kappen werden nicht vor morgen früh eintreffen? Ich bin sicher, daß er es schafft, zuvor zu fliehen. Andy ist einfallsreich.“

Ich sagte: „Yone erzählte uns, daß es im Haus des Polizisten ein Zimmer wie eine Gefängniszelle gibt. Es hat ein Riegel mit einem Doppelschloß, und das einzige Fenster ist in drei Metern Höhe und vergittert. Es ist keine Frage von Einfallsreichtum. Er kann von dort einfach nicht ohne Hilfe entkommen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich wünschte, es gäbe etwas, das wir tun könnten.“ „*Wir müssen etwas tun!*“ „Du verstehst nicht.“ Sie blickte müde und verärgert drein, und ihr Gesicht hatte diesen sturen Ausdruck, den Erwachsene haben, wenn sie dir nicht zuhören wollen. „Wir können nichts tun.“ Ich versuchte, ruhig zu bleiben und sagte: „Aber wir müssen.“ Martha sagte: „Yone erzählte uns von den Kappen, als ihr gerade unterwegs wart. Er traf einen Bekannten mit einer Kappe. Wir haben darüber diskutiert, was zu tun ist. Wir können keinesfalls hierbleiben, so nahe am Dorf. Es wird nur eine Frage von Tagen sein, bevor sie kommen, um uns zu kappen.“ „Soweit es Andy betrifft, ist es keine Frage von Tagen, sondern es geschieht morgen früh.“ Sie ignorierte das. „Dein Vater und Yone haben einen Plan. Du kennst den Bahntunnel hinauf zum Jungfrauojoch? Ich nickte. Es war ein Ausflug, den ich gemacht hatte, als wir zum ersten Mal die Schweiz besucht hatten. Die Bahnstrecke lief oberhalb eines tiefen Tales entlang, welches Fernrohr von den niedrigeren Hügeln von Eiger trennte. Der Zug fuhr durch einen Tunnel im Inneren eines Berges, und es dauerte fast drei Stunden, die Endstation zu erreichen, dreieinhalbtausend Meter über dem Meeresspiegel, wo sich ein Hotel, eine Skibahn und ein astronomisches Observatorium befand.

„Das Hotel und die Bahn liegen nahe beieinander, für den Fall eines Notfalls“, sagte Martha. „Yone meint, daß wir uns im Inneren des Tunnels verstecken könnten. Dort wären wir vor dem Wetter geschützt, und im Hotel gibt es vielleicht Lebensmittel. Das würde, zumindest vorübergehend, reichen. Es ist auf jeden Fall besser, als hier zu bleiben und gekappt zu werden.“ „Klingt großartig“, sagte ich. „Ich bin total dafür. Sobald wir Andy befreit haben.“ Auf ihrer Stirn bildeten sich tiefe Furchen, ein Zeichen dafür, daß sie sich schuldig fühlte. „Das können wir nicht. Das Wichtigste, was wir jetzt brauchen, ist Zeit. Yone will noch einen weiteren Erkundungstrip machen, bevor wir alle aufbrechen. Da ist noch etwas Anderes: Der Almöhi stirbt. Er hat vielleicht noch ein paar Stunden, höchstens ein paar Tage.“

„Ich sehe nicht, welchen Unterschied das macht. Wenn er stirbt, stirbt er eben.“

Sie sagte streng. „Vielleicht nicht für dich, in deinem Alter.“ Ich vermutete, mich niederzumachen, half ihr.

„Aber es macht einen Unterschied für die Almoma und für Ilse. Wir können ihn nicht mitnehmen, und sie werden nicht gehen, solange er noch lebt. Wir brauchen diese paar Tage als Frist. Wenn wir versuchen, Andy zu befreien, stechen wir in ein Hornissennest, egal wie es ausgeht. Sie werden Nullkommanichts hier sein.“ Sie sah mein Gesicht und sagte in einem sanfteren Tonfall: „Es tut mir leid. Ich mag Andy.“

„Was, wenn ich es wäre?“ fragte ich. Martha antwortete nicht. „Oder Angela?“ Ich drehte mich zu Vater um, der bis jetzt noch nichts gesagt hatte. „Wir werden ihn nicht im Stich lassen, nicht wahr? Er sagte mir, daß ich dir erzählen soll, was passiert ist. Und ich sagte: „Keine Angst. Ich erzähle es Vater.““ Er sah mir nicht in die Augen. Er sagte: „Es tut mir wirklich leid, aber Martha hat Recht. Wir haben keine Wahl.“

Auf dem halben Weg zum Dorf blieb ich stehen. Ein Teil meiner eigenen Dummheit traf mich wie ein Vorschlaghammer. Dummheit und Undankbarkeit. Ich dachte an alles, was Vater getan hatte, um uns vor den Dreibeinern zu schützen – die Bootsfahrt nach Guernsey, die Flugzeugentführung, die uns hierher brachte. Und jetzt hatte er diesen neuen Plan, um uns in Sicherheit zu bringen. Wie kam ich dazu, es besser wissen zu wollen, als er?

Martha hatte ebenfalls Recht: Ein Rettungsversuch würde uns alle in Gefahr bringen, woraus auch mein Entschluß resultierte, es alleine zu tun. Auch wenn Vater bereit war, mich eher im Stich zu lassen, als Ilse und die Anderen in Gefahr zu bringen, wollte ich immer noch Rücksicht auf die Leute im Gasthaus nehmen. Ich konzentrierte mich auf meinen Plan, darauf, einen klaren Kopf zu bewahren, cool und rational zu sein. Es war früh am Abend und hatte sich ziemlich abgekühlt, die Berge zeichneten sich scharf gegen Himmel ab, der dahinter dunkelblau war, und orange im Westen, wo die Sonne unterging.

Ein Bussard krächzte außerhalb meiner Sichtweite, vielleicht auf der Suche nach einem späten Imbiß.

Etwas Anders kam in meinem Inneren empor, hinter dem Gedanken des Planfassens. Nichts Cooles dieses Mal, sondern ein Gefühl des Entsetzens, so mächtig, daß ich es am liebsten in die stillen Berge hinausgebrüllt hätte.

Ich wußte, daß ich mich davor fürchtete, in das Dorf zurückzukehren, aber ich hatte nicht geahnt, wie stark dieses Gefühl war. Es war geradezu schrecklich – sogar noch beängstigender als im Flugzeug, als es in Genf zu landen versuchte. Ich stand da und schaute hinab auf die Dächer des Dorfes, mit Rauch, der fast senkrecht aus den Schornsteinen stieg. Es war eine malerische, idyllische Szene, abgesehen davon, daß die Leute unter den Dächern das verloren hatten, was einst das Wesensmerkmal der Menschheit gewesen war: Ihre Individualität, und die Macht, als freie Männer und Frauen zu handeln. Es wurde ihnen einfach aus ihren Herzen gerissen; ich verbannte die Feigheit aus mir.

Und ich erinnerte mich daran, was Vater über Martha und das Polizeiauto gesagt hatte. Es gibt Zeiten, in denen man nur eins tun kann; das Gaspedal bis zum Anschlag durchtreten, und seine Chance wahrnehmen. Ich kannte jetzt die Antwort auf die Frage, die ich mir im Flugzeug gestellt hatte, ob es nicht besser wäre eine Kappe zu tragen und zu leben, als tot zu sein. Ich atmete tief die eisige Bergluft ein und setzte meinen Abstieg fort.

## Kapitel 9

Es war dunkel geworden, als ich das Dorf erreichte; die Nacht kam schnell in den Bergen. Meine erste Aufgabe bestand darin, herauszufinden, wo genau Andy gefangengehalten wurde, und ich entschied, daß der direkte Weg der beste war. Ich erzählte Martha, daß ich auf mein Zimmer gehen wollte, um zu lesen und nahm als Beweis dafür einige Bücher aus dem Aufenthaltsraum mit. Ich trug sie bei mir, als ich am Haus des Polizisten läutete. Es erklangen schwere Schritte im Inneren und, ich bereitete mich darauf vor, Rudis Vater gegenüberzutreten. Aber es war seine Mutter, die die Tür öffnete. Sie sah mich überrascht an. „Ach so. Der Engländer .... Was willst du?“ „Etwas zu lesen.“ Ich zeigte ihr die Bücher. „Für meinen Freund Andy.“ Sie sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich schüttelte den Kopf, und sie sprach auf Englisch weiter. „Du gibst Bücher mir, und ich gebe sie deinem Freund?“ Das brachte mich nicht weiter. Ich fragte: „Darf ich ihn sehen?“ Sie schüttelte energisch ihren Kopf. Ich hörte Rudis Stimme hinter ihr. Es gab ein kurzes Wortgefecht zwischen den beiden, und am Ende wies sie mich an, hereinzukommen. Rudi sagte zu mir: „Du kannst Andy nicht sehen, bevor mein Vater ja gesagt hat. Er ist in die Wirtschaft gegangen, jedoch bald zurück. Du willst warten?“

Zumindest war ich schon mal im Haus, jedoch nicht allzu hoffnungsvoll, sehr viel weiter zu kommen. Es gab keinen Grund, warum ich nicht einfach die Bücher daließ, das war das, da war ich mir ziemlich sicher, was Rudis Vater zu mir sagen würde. Trotz der Zweifel, mich hereinzulassen, brachte Frau Graz einen Krug selbstgemachter Limonade und einen Schokoladenkuchen. Sie gab auch Rudi ein Stück. Seine Schulhefte lagen offen auf dem Tisch. Ich nickte in deren Richtung und sagte: „Laß dich durch mich nicht unterbrechen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Es ist *Naturwissenschaft*. Science heißt es, glaube ich, bei euch. Und wir werden das Fach bald beenden.“ „Beenden? Warum?“ „Der Lehrer sagte, daß Naturwissenschaften nicht länger benötigt werden. Es macht keinen Sinn mehr, Wissenschaften zu erlernen, jetzt, da die Dreibeiner alles regeln.“ Ich konnte mir den Grund vorstellen. Die Wissenschaft war ein Teil des unabhängigen Denkens, und das war vorbei für die menschliche Rasse. Ich blickte zu Rudi. Ich wußte praktisch nichts von ihm, aber er sah besorgt aus, als wir darüber sprachen, daß Andy gekappt werden würde. Und das war eine Situation, in der man eine Chance erkennen konnte. Seine Mutter war in der Küche und hörte Musik aus dem Radio.

Ich sagte leise: „Sie sagen, daß die Dreibeiner unsere Freunde sind – daß alles, was sie tun, zu unserem Besten ist. Was denkst du?“

Er schwieg. Wenn ich mich in ihm geirrt hatte, würde er mich möglicherweise an seinen Vater verraten, der die Dinge umgehend regeln würde. Aber schließlich sagte er: „Andy will die Kappe nicht?“ Ich war schon zu weit gegangen, um noch einen Rückzieher zu machen. Ich sagte: „Nein, und ich auch nicht. Du etwa?“ Er atmete tief durch. „Nein, ich will sie nicht. Ich hasse die Kappe!“

Rudi meinte, es wäre kein Problem, Andy zu befreien; sein Vater besaß einen Zweitschlüssel in seinem Arbeitszimmer. Er verließ den Raum und kam mit einem Schlüssel zurück, den er mir in die Hand gab. Er sagte: „Links am Haus, benutze die Hintertür. Ich werde mit meiner Mutter reden, solange du es tust.“ Es war eine Art Schuppen, jedoch solide gebaut. Ich schloß die Tür auf und fand einen Raum vor, der nur mit einer metallenen

Pritsche eingerichtet war. Andy war auf den Beinen, als sich die Tür öffnete. Ich sagte schnell: „Keine Zeit zu reden. Rudi lenkt gerade seine Mutter ab. Laß uns abhauen.“

Er sagte ohne zu zögern: „Alles klar.“ Ich fühlte mich gut, als er mir durch den Garten folgte. Vater sagte, daß es nichts gäbe, das wir tun könnten, aber ich hatte es getan. Es war auch nicht schlecht, daß es diesmal Andy war, der mir folgte.

Rudi kam aus der Küche, rief etwas mit ruhiger Stimme zurück. Wir gingen auf Zehenspitzen durch den Raum. Dort stand ein ausgestopfter Bär, der einen Schirmständer bewachte, doch so mottenzerfressen wie er war, sah er bereit für einen Hieb aus. Ich schlug mit der Faust in seine Rippen und sah Staub aufsteigen.

Rudi öffnete die Vordertür einen Spalt und schaute vorsichtig hinaus. Ich wartete darauf, daß er sie ganz öffnete. Statt dessen trat er zurück. Er sah hilflos zu mir herüber.

Die Tür wurde von der anderen Seite geöffnet, und Rudis Vater kam herein. Er trug seine Uniform. Ich dachte, wie sehr die Kappe ein Teil davon zu sein schien. Er erfaßte die Situation und sagte scharf: „*Was geht hier vor?*“ Rudi stand einfach nur da. Ich wußte ebenfalls nicht, was wir tun sollten. Andy sagte: „Lauft weg. Los!“ Er sprang Rudis Vater an, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Als Graz schrie, rannte ich an ihm vorbei, doch als ich mich umdrehte, sah ich, daß er sich bereits wieder aufgerappelt hatte und Rudi festhielt. Er rief noch einmal, und ich sah, wie Gestalten von der Straße her auf uns zukamen. Andy rang immer noch mit Graz, um Rudi zu befreien. Ich kam ihnen zu Hilfe, aber die Verstärkung von Graz war bereits eingetroffen. Nach wenigen Augenblicken fanden wir uns gefesselt im Inneren des Hauses wieder. Wir hatten Pech, erfuhren wir später von Rudi. Normalerweise ging sein Vater in die Wirtschaft, trank ein paar Krug Bier mit seinen Bekannten und kam alleine zurück. Dieses Mal hatten sie über den Englischen Jungen gesprochen, den er in Gewahrsam genommen hatte, die Gruppe hatte diskutiert und war zu dem Entschluß gekommen, daß es unklug sei, ein Risiko einzugehen, besonders, da es sich um einen Fremden handelte. Der Englische Junge sollte umgehend „geweiht“ werden, und einer von ihnen, der schon eine Kappe trug, sollte sie für dieses Unterfangen zur Verfügung stellen. Dazu entschlossen, folgten sie Graz zu seinem Haus.

Es waren fünf Mann, Rudis Vater eingeschlossen. Sie begannen erneut zu diskutieren, jedoch stellte sich schnell heraus, daß sie ein Problem hatten. Sie stimmten alle überein, daß es wichtig war, Andy zu kappen, aber wer von ihnen sollte seine Kappe dafür hergeben? Während sie diskutierten, wurde klar, daß niemand dazu bereit war. So wie die Leute am Flughafen fanden sie es nicht akzeptabel, ohne Kappe zu sein, selbst wenn es nur vorübergehend war und selbst wenn es im Interesse der Dreibeiner lag. Schließlich entschieden sie, daß Graz Recht gehabt hatte und sie warten sollten, bis neue Kappen am Morgen eintrafen. Außerdem wurde beschlossen, daß Rudi und ich zusammen mit Andy gekappt werden sollten. Wir bekamen zusätzliche Matratzen und Decken. Frau Graz kam herein und tadelte Rudi, schien jedoch nicht beunruhigt darüber zu sein, daß er eingesperrt war; ich fragte mich, ob das an der Kappe lag oder daran, daß sie Schweizerin und verheiratet mit einem Polizisten war. Als sie gegangen war, sah ich mich um und suchte nach einer Möglichkeit, zu entkommen.

Andy sagte: „Ich habe bereits alles untersucht. Keine Fluchtmöglichkeit.“ „Du konntest das Fenster nicht erreichen“, sagte ich. „Doch wenn ich auf deinen Rücken steige würde, käme ich ran.“

Rudi schüttelte den Kopf. „Das wird nicht funktionieren. Alle Fenster im Haus haben elektrischen – wie sagt ihr – *Alarm*?“

„Alarmanlagen“, sagte Andy. „Ich glaube wir, können heute nacht nichts mehr ausrichten. Du hast gesagt, sie bringen uns zur Kirche, um uns zu kappen? „Ja. Es ist eine Zeremonie. Eine große Show, die Weihe.“

„Vielleicht bekommen wir dort die Chance, zu fliehen. Bis dahin sollten wir besser ein wenig Schlaf sammeln. Ich war zuerst hier drin, also bekomme ich das Bett.“

Andy legte sich hin und schlief fast sofort ein. Ich lag grübelnd auf meiner Matratze. Ich wußte nicht, ob Andy etwas Bestimmtes im Kopf hatte, als er von einer Chance zu fliehen sprach, ich jedenfalls sah nicht die geringste Chance, mit dem ganzen Dorf gegen uns.

Wie konnte er, konnte irgendwer schlafen, konfrontiert mit dem Gedanken, gekappt zu werden? Ich dachte, daß ich keinen Augenblick verschwenden durfte, in dem meine Gedanken noch frei waren und versuchte, wach zu bleiben. Doch die Müdigkeit kam trotzdem und letztendlich fiel ich in einen tiefen Schlaf. Die kleine Öffnung des Fensters war bereits hell erleuchtet, als ich vom Aufschließen der Zelle geweckt wurde. Der Postbote von Interlaken traf voraussichtlich um etwa neun Uhr ein, und wir würden gleich danach gekappt werden. Frau Graz tischte ein riesiges Frühstück auf, und ich dachte, daß ich nicht in der Lage sei, etwas essen, der Duft von Eiern und gebratenem Speck überzeugte mich aber vom Gegenteil. Sie war ziemlich erfreut darüber, daß Rudi noch vor seinem Geburtstag gekappt werden sollte und erzählte uns, wie viel besser wir uns alle fühlen werden. Ihre Schwester, Hedwig, die von Depressionen geplagt worden war, wäre jetzt sehr viel glücklich, seit sie die Kappe trug und ihr eigener Rheumatismus war sehr viel weniger schmerzhaft als früher.

Sie unterbrach sich, um die Tür zu öffnen. An der Küchenwand hing eine Pendeluhr aus schwarzem Holz, bemalt mit Blumen, die acht Uhr dreißig anzeigte. Graz und ein weiterer Mann waren mit uns im Zimmer. Mir wurde erneut bewußt, wie hoffnungslos unsere Lage war. Dann registrierte ich die Stimme, die mit Frau Graz sprach. Ich stand abrupt auf, als sie zurückkam, mit Vater, der ihr folgte. Er trug eine der Kappen, die wir bei der Flugzeugentführung benutzt hatten.

Er sah mich streng an und sagte zu Graz: „Es tut mir leid, hören zu müssen, daß mein Sohn sich schlecht benommen hat. Ich werde ihn mit nach Hause nehmen und ihn bestrafen.“ Herr Graz machte es sich in seinem

Sessel bequem. „Das ist nicht nötig. Er wird diesen Morgen geweiht. Danach wird er keine falschen Dinge mehr tun.“ „Er sollte bestraft werden“, sagte Vater. „Es ist mein Recht, mein Recht als sein Vater.“ Nach einer Pause sagte Graz: „Ein Vater hat Rechte, das ist wahr. Sie können ihn schlagen, wenn Sie wollen.“ Vater blickte zu Andy. „Der hier ist ebenfalls unter meiner Obhut. Ich werde auch ihn bestrafen.“ Graz nickte. „Das ist gestattet.“ „Also nehme ich beide mit zurück zum Gasthaus.“

Graz hob seine Hand. „Nein, Sie sollten sie hier schlagen. Draußen im Garten. Ich habe einen Riemen, den Sie benutzen können.“

Ich war nicht überrascht, daß es nicht funktionierte. Wie mein Argument mit den Büchern, wahr es in wenig dürftig. Aber ich war sicher, daß Vater noch mehr auf Lager hatte. Ich saß da, schon fast entspannt, und wartete darauf, daß er ein Argument hervorbrachte, das diesen dummen Schweizer Polizisten mundtot machen würde. Ich war erschüttert, als er schließlich sprach.

„Also gut. Aber ich werde meinen eigenen Riemen holen.“ Er drehte sich um, schaute mich nicht einmal an und ging. Ich konnte nicht glauben, daß er uns im Stich ließ. Ich rief ihm hinterher: „Wir werden diesen Morgen gekappt. Es ist fast soweit!“ Er verließ das Haus, ohne zu antworten, und ich hörte, wie sich die Haustür schloß. Frau Graz setzte sich in Bewegung und brachte uns Butterhörnchen, Kirschmarmelade und noch mehr Kaffee, während ihr Ehemann eine übelriechende Pfeife stopfte. Der andere Mann gähnte und stocherte in seinen Zähnen. Ich konnte Andy nicht anblicken.

Wenn er überhaupt nicht gekommen wäre, wäre es nicht so schlimm gewesen. Ich hatte mich darauf eingelassen und mußte die Konsequenzen tragen. Aber er ist gekommen, mit dieser schwachen Ausrede, daß er uns bestrafen wolle, und dann, als Graz seinen Bluff durchschaute, hat er einfach aufgegeben und ist gegangen. Er ging zurück zum Gasthaus, zu Ilse und Angela. Sie würde er jetzt beschützen, in Ordnung. Ich fühlte mich wie damals, als er zum Fußballspielen herauskam und ich ihm gegen sein Schienbein trat. Nur noch schlimmer; dieses Mal wußte ich, daß ich ihn haßte.

Ich war so weit, daß ich darüber nachdachte, ihm diesmal mehr als nur gegen das Schienbein zu treten. Alles, was ich tun mußte, war, Graz von den falschen Kappen zu erzählen. Die Dreibeiner sollten auch ihn kriegen, und Ilse und Angela – jeden. Ich begann zu sprechen: „Herr Graz....“ Er sah von seiner Pfeife auf.

„Was ist, Junge?“ Ich schüttelte den Kopf, fühlte mich elend. „Nichts.“ Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bevor die Türglocke erneut läutete, doch in Wirklichkeit waren es nur Minuten.

Frau Graz stand ärgerlich seufzend auf, um zu öffnen.

Als ich Vaters Stimme hörte, und selbst als er hereinkam, fühlte ich mich benommen. Ich begann nicht noch einmal zu hoffen. Ich sah erst zu ihm auf, als Graz ein überraschtes Gurren von sich gab und seine Pfeife mit einem Klappern auf den Tisch fallen ließ. Frau Graz stand bei der Küchentür und sah erschüttert aus. Yone war auch dabei; und Vater hielt Yones Schrotflinte in der Hand.

Wie es sich für eine gute Schweizer Hausfrau gehörte, hatte Frau Graz einen Stoß Handtücher neben dem Spülbecken im Schrank liegen, diese fanden jetzt Verwendung als Knebel.

Sie dachte, es wäre ein Überfall – für sie ergab es keinen Sinn, daß irgend jemand Gewalt anwendete, um einen Anderen davor zu bewahren, gekappt zu werden – und begann darüber zu schnattern, wo die Wertsachen der Familie aufbewahrt wurden. Ich brachte sie mit einem Knebel zum schweigen und versuchte, ihre vorwurfsvollen Blicke zu meiden.

Vater und Yone hatten sich um die beiden Männer gekümmert, und Vater näherte sich Rudi. Ich sagte: „Nein. Er hat uns geholfen. Er will auch nicht gekappt werden.“ „Wir können kein weiteres Risiko mehr eingehen. Wenn er Alarm schlägt –“ „Rudi“, sagte ich. „Sag ihm, daß du mit uns kommen möchtest.“ „Ja.“ Er nickte. „Bitte. Ich hasse die Kappe.“ „Es ist zu riskant.“ Ich wollte nicht mehr diskutieren. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich so schlecht von ihm gedacht hatte, als er ging, um Yone zu holen. Aber ich konnte diese Entscheidung genauso wenig akzeptieren wie damals bei Andy. Ich sagte nachdrücklich: „Du wirst ihn mitkommen lassen.“

Vater sah mich an. Er zuckte mit den Achseln und lächelte ein wenig. „Also gut. Aber du wirst ein Auge auf ihn werfen.“ Als wir das Haus verließen, lief uns ein Dorfbewohner über den Weg und grüßte Yone. Ich fragte mich, wieviel Zeit wir hatten, bis sie Alarm schlugen. Sicher nicht mehr als eine halbe Stunde. Wenn Graz nicht erschien, um den Postboten zu treffen, würden sie kommen, um nach ihm zu suchen.

Wir zwängten uns in den Suzuki, und Vater fuhr mit quietschenden Reifen los.

Wir trafen Ilse vor dem Gasthaus, die sich mit einem vollgepackten Rucksack abmühte und Martha, die mit einem zweiten herauskam. Ilses Gesicht war geschwollen so, als ob sie geweint hätte. Martha sagte: „Du hast sie.“ Sie versuchte normal zu klingen, aber da war ein Zittern in ihrer Stimme zu hören, als sie Vater ansah. Sie hatte ihn immer herumkommandiert, aber er war ihr Sohn, und ich war seiner. Sie wischte sich mit dem Ärmel ihrer Jacke über ihr Gesicht. „Wir sind soweit fertig.“

Ich erinnerte mich an den zweiten Grund, warum sie mehr Zeit gewollt hatten und fragte: „Was ist mit dem Almöhi?“ Vater nahm Ilse den Rucksack ab und schnallte ihn sich auf den Rücken. Über seine Schulter sagte er: „Er ist heute nacht gestorben.“ Ich sah hinunter ins Tal. Leute starben also immer noch; die Dreibeiner und die Kappen hatten daran nichts geändert. Und die anderen mußten weitermachen.

Weit unten konnte ich einen Teil der Straße sehen, die sich von Interlaken heraufwand. Ein gelber Punkt kroch darauf entlang: das Postauto war auf dem Weg. Der erste Teil der Route führte uns weiter den Berg hinauf, auf einem kaum als solchen erkennbaren Feldweg, der immer verwachsener wurde und schließlich ganz verschwand.

Es war kein Spaziergang, stellenweise sehr mühsam. Martha und Ilse kamen gut mit, die Almoma war jedoch bald außer Atem, und wir waren gezwungen, das Tempo zu verlangsamen. Das Gasthaus geriet außer Sicht, und für eine Weile war das Einzige, was wir sahen, der schier unendlich ansteigende Felshang vor und ein unheilvoller grauer Himmel über uns. Der Wind blies aus nordöstlicher Richtung und war schneidend kalt. Yone meinte, daß es noch vor Einbruch der Dunkelheit schneien würde.

Als wir ein ebenes Plateau erreichten, wurde eine Rast eingelegt. Von hier aus konnte man das Gasthaus wieder sehen, und Yone deutete hinunter. Es standen drei Autos davor, abgesehen von dem Suzuki. Vater machte sich ein Bild mit dem Feldstecher, der dem Almöhi gehört hatte.

Als ich hindurchschauen durfte, fand ich, daß er so schwer war, daß man ihn kaum ruhig halten konnte, doch die Verarbeitung war sehr gut. Ich erkannte Graz. Es waren sieben oder acht Männer. Rauch stieg aus dem Schornstein des Gasthauses, so wie das ganze Jahr über – selbst im Sommer wurde der große Holzofen in der Küche zum Kochen benutzt. Aber der Rauch war dichter als gewöhnlich und kam nicht nur aus dem Schornstein, sondern auch aus einem der Schlafzimmerfenster. Feuer benötigt nicht viel Zeit, um sich durch ein Gebäude aus Holz zu fressen, und Sekunden später konnten wir es alle sehen. Ich hörte die Almoma stöhnen, als die Schwärze des Rauchs von Flammen durchzuckt wurde. Ilse nahm ihre Mutter in den Arm und sagte: „Warum? Ein Haus auf diese Weise zu zerstören ..... nur, weil wir uns weigerten, gekappt zu werden?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Vater. „Vielleicht, um uns davon abzuhalten, jemals dorthin zurückzukehren. Um jeden davor zu entmutigen, sich gegen die Dreibeiner aufzulehnen. In einer Sache können wir sicher sein: Es wird kein Mitleid und kein Bedauern mehr geben, bei niemandem. Sie glauben, was die Dreibeiner ihnen erzählen, und, soweit es die Dreibeiner betrifft, sind wir nichts als eine Plage. So wie Ratten.“ Andy sagte: „Ich habe irgendwo gelesen, daß bei dem Versuch, sie zu töten, die Ratten eine unwahrscheinliche Intelligenz an den Tag legten.“

„Ja“, sagte Vater. „Das habe ich auch gelesen. Ratten leben seit tausenden von Jahren in der Nähe von Menschen. Jeder Versuch, sie zu töten, erhöhte deren Geburtenrate, weil die klügeren Ratten überleben und diese sich dann vermehren. Vielleicht werden wir uns einen Auszug aus diesem Buch besorgen.“

Ilse sagte: „Sie müssen doch seinen Körper gefunden haben.“ Sie sprach vom Almöhi. „Aber sie haben ihn nicht nach draußen gebracht, um ihn zu beerdigen.“

„Nein.“ Sie hatte immer noch ihren Arm um ihre Mutter gelegt, und er breitete seine aus, um sie beide zu umarmen. „Aber das spielt keine Rolle, oder? Es war sein Zuhause für über sechzig Jahren. Ich könnte mir keine bessere Begräbnisstätte für ihn vorstellen.“

Wir setzten unseren Weg fort. Nachdem wir den Teil bergauf mühselig hinter uns gebracht hatten, führte uns unsere Route jetzt bergab.

Hier war nur unberührtes, zerklüftetes Land, ohne Anzeichen von Menschen oder irgend etwas, das mit Menschen in Verbindung gebracht werden konnte. Wir sahen eine Gruppe von Gemsen – das hier ansässige Wild – die von Fels zu Fels sprangen, und einen Adler, der sich von einem höhergelegenen Felsvorsprung in die Luft emporhob.

Die Almoma benötigte viele Pausen. Vater und Yone und dann Andy und ich wechselten uns ab, um ihr beim Gehen zu helfen. Sie entschuldigte sich für den Ärger und sagte, daß wir sie zurücklassen sollten. Vater sagte: „Mach nur langsam, *Mutti*. Wir haben genug Zeit. Und niemand wird dich zurücklassen. Wir können nicht auf dich verzichten. Es gibt doch nur noch so wenige von uns.“

Schließlich erreichten wir einen Pfad, auf dem es sich leichter gehen ließ und konnten endlich die kleine Bahnstation von *Scheideneck* sehen, die letzte Station, welche die kleine Bergbahn passierte, bevor sie in den Tunnel fuhr. Sie war verlassen, so wie Yone es vorausgesagt hatte. Tourismus war etwas, das der Vergangenheit angehörte, verschwunden zusammen mit Parlamenten und Unterhaltungssendungen, Universitäten und Kirchen, menschlichem Ungehorsam und menschlicher Freiheit. Der Souvenirladen, der Schokolade, Wanderkarten und dumme Andenken verkaufte hatte, war verammelt, und der letzte Zug stand unbemannt und schneebedeckt da. In dieser Höhe lag um uns herum bereits eine dicke Schneedecke, und das Ende eines Gletschers reichte bis in die Nähe der Tunnelöffnung.

Es war spät am Nachmittag. Der Himmel hatte sich in ein melancholisches Dunkelgrau verfärbt, die gesamte Landschaft sah unfruchtbar und tot aus. Als wir die letzten paar hundert Meter zum Tunnel hinaufstiegen, begann es in großen, dicken Flocken zu schneien. Ich fror, fühlte mich miserabel und war ohne jede Hoffnung.

## *Kapitel 10*

Ich fand Notizbücher im Hotel, in die ich das schrieb; Diese Bücher wurden vom Restaurant Manager benutzt, einige teilweise vollgeschrieben mit Stücklisten – 20kg Blumenkohl, 1 Kiste Kaffee, 45kg Kartoffeln – so in der Art.

Das war ungefähr eine Woche, nachdem wir hier angekommen waren. Ich fand die Fahrt durch den Tunnel mit dem Zug schon ermüdend doch zu Fuß war es noch sehr viel schlimmer. Wir brauchten fast fünf Stunden, ehe

Vaters Taschenlampe die Plattform mit dem Schild JUNGFRAUJOCH erleuchtete. Ein paar Minuten später traten wir aus den Tunnel in eine gleißende Landschaft aus Schnee und Eis, mit dem gefrorenen Fluß eines Gletschers, der sich soweit erstreckte, daß er in der Ferne verschwamm, und umgeben von hohen weißen Bergen. Alles war leer und leblos: keine Tiere, keine Vögel, noch nicht einmal ein Insekt. Aber auch keine Menschen, außer uns ..... und keine Dreibeiner. Wir standen auf dem kalten Dach der Welt, Herrscher über – und das war es wert – alles was wir überblickten.

Der Zweck dieser Reise durch den Tunnel war zu sehen, ob hier Lebensmittel zurückgelassen wurden, und wir hatten Glück. Das Hotel besaß hier ein gut gefülltes Vorratslager, wahrscheinlich für den Fall, daß die Bahnschienen im Winter blockiert sein könnten. Die Regale waren mit Dosen beladen, Säcke standen auf dem Boden mit Zucker und Bohnen, getrockneten Früchten und Reis. Es gab sogar eine Tiefkühlanlage, deren Inhalt, wegen der niedrigen Temperaturen unter null Grad, gefroren blieb, obwohl es keinen Strom mehr gab. Ein wichtiger Fund waren Taschenlampen und Batterien. Wir hatten nur zwei aus dem Gasthaus, die wir immer kurz an und dann wieder ausgeknipst hatten, um die Batterien zu schonen, und hier am Hotel waren genug, sogar noch verpackt, um für die nächsten Jahre zu reichen. Wir fanden auch Kerzen und Öl Lampen, und Kanister mit Petroleum.

In einer Lagerhütte an der Station stand eine dieselbetriebene Kutsche mit einer geladenen Batterie und nachdem Vater sich mit den Kontrollen vertraut gemacht hatte, beluden wir sie für die Rückfahrt. Während er und Yone ein paar letzte Dinge überprüften, zeigte ich Andy einiges von dem, was ich gesehen hatte, als ich damals hier war, einschließlich einer Grotte, in der lauter Eisstatuen standen. Ihn faszinierte besonders ein lebensgroßes Eis – Auto, und er meinte begeistert, daß es wohl schon vor über siebzig Jahren in das Eis geschnitzt worden war, weil es ein Model von einem der ersten Fords war. Ich dachte, wie sehr sich Dinge, wie Autos und Flugzeuge, in diesen Siebzig Jahren verändert hatten. Es war als ob die Menschheit auf einem Surfbrett gestanden war, und auf einer hohen Welle von Erfindungen ritt. Wer kann sagen, welche Wunder noch auf uns gewartet hätten. Aber jetzt, dank der Dreibeiner, hat all das ein Ende. Während des Winters, paßten wir uns an unser neues Leben an. Obwohl das nächste Haus mehr als zehn Kilometer entfernt, weiter unten am Berg lag und der Tunneleingang einen guten Ausblick auf eventuelle Eindringling erlaubte, achteten wir darauf, keine Spuren zu hinterlassen und keine auffälligen Pfade, wenn wir hinaus gingen und zurückkamen. Yone zeigte uns, wie das geht achtete darauf, daß wir uns daran hielten. Er lehrte uns auch den Gebrauch der Skier, die wir uns aus der Skischule des Hotels besorgten. Auf die erste Begeisterung, folgte Ernüchterung. Ich fand, daß Skifahren sehr schwierig war - die Vorstellung den Kontakt mit dem festen Boden zu verlieren beunruhigte mich – die Folge war, daß ich ziemlich oft Kontakt mit eben diese Boden schließen durfte. Ich war dann erst einmal zehn Tage bewegungsunfähig, da ich mir einen Muskel gezerzt hatte. Andy lernte es sehr viel schneller und Rudi war sowieso ein erfahrener Skifahrer: Ich beobachtete, mit wachsender Frustration, wie er die Piste unter dem Tunneleingang hinunter fuhr. Aber langsam bekam ich den Bogen raus und fand es dann cooler als alles andere, was ich bis dahin gekannt hatte.

Nach draußen wagten wir uns hauptsächlich nur, um uns zu erfrischen – Die Beschränkung auf den Tunnel war bedrückend - doch mit Einzug des Frühlings starteten wir nützlichere Expeditionen.

Da uns das ganze Jahr Schnee und Eis umgibt, gehörte Wasser nicht zu unseren Problemen, statt dessen entschied Vater, daß wir unser Augenmerk auf das Anlegen von Nahrungsvorräten legen sollten. Ich sagte: „Aber im Hotel gibt es doch genug. Das reicht für die nächsten Jahre.“ „Wie viele Jahre?“ fragte Martha. Ich sah ihr ... Gesicht im Schein der Lampe und begriff zum ersten Mal richtig, daß das hier kein vorübergehender Zwischenstop war – daß zumindest sie erwartete, hier das Ende ihrer Tage zu erleben.

Die Almoma starb, noch bevor der Frühling kam, nicht an einer speziellen Krankheit, vielleicht einfach nur, weil sie den Almöhi vermählte. Wir wickelten ihren Körper in ein Tuch und ließen ihn in eine Spalte des Gletschers hinab, die wir mit Schnee bedeckten. Wir konnten kein Kreuz auf das Grab stellen, aber ihr Körper würde dort für immer im ewigen Eis liegen. Ein anderes Ende als das vom Almöhi, dessen sterbliche Überreste zu Asche verbrannt waren, in den Flammen, die das Heim zerstörten, das sie teilten. Aber Körper spielten keine Rolle. Sie sind beide als freie Menschen gestorben.

So starteten wir Expeditionen um Essen zu organisieren. Wir wählten abgelegene Häuser aus, und legten oft weite Strecken zurück, um geeignete Ziele zu finden. Meistens war es uns möglich Speisekammern zu plündern oder Hennen und Eier mitzunehmen, während die Besitzer schliefen. Aber manchmal wachten die Leute auf, dann war es nötig, sie mit Yones Schrotflinte zu bedrohen (einzuschüchtern). Glücklicherweise mußten wir sie bis jetzt noch nicht benutzen.

Es ist natürlich Diebstahl – wir haben kein Geld, das wir zurücklassen können, selbst wenn wir wollten – aber die Menschen, die wir bestehlen, sind gekappt, und genauso unsere Feinde, wie ihre Dreibeinigen Meister. Auf unserer dritten Expedition, fanden wir ein ungekapptes Mädchen im Haus und nahmen sie kurzer Hand mit. Sie weigerte sich zuerst, doch schließlich war sie einverstanden, mit uns zu kommen. Ihr Name ist Hanna. Sie ist ein paar Monate jünger als ich und hat blondes Haar, das schon langsam dunkel wird. Ihre Augenbrauen sind bereits schwarz, und ihre Augen tiefblau. Sie spricht Englisch, mit Deutschem Akzent, doch es störte mich nicht so, wie es mich früher bei Ilse gestört hatte.

Überhaupt kam ich auch mit Ilse von Tag zu Tag besser zurecht. Es fällt mir schwer, mich daran zu erinnern, wie verrückt sie mich früher in England gemacht hatte. (Ich wollte zuerst zu *Hause* schreiben, erinnerte mich dann

aber daran, daß dies hier jetzt das einzige zu Hause ist, das wir haben, oder wahrscheinlich haben werden.) Sie hat die Rezepte der Almoma übernommen und obwohl ihre Kochkünste noch nicht so gut sind, wird sie doch immer besser. Außerdem mußte die Almoma auch nicht mit so wenig Zutaten zurechtkommen und einen primitiven Öl - Kocher im Inneren eines Tunnels benutzen. Auf einer unserer Expeditionen fanden wir einen Mann, der alleine lebte und Vater versuchte das Experiment, seine Kappe zu entfernen. Wir mußten ihn überwältigen und hinterher weinte er kläglich / jämmerlich. Doch als wir gingen, folgte er uns und Vater ließ ihn mitkommen. Sein Name ist Karl, und er ist Mitte Zwanzig. Obwohl er körperlich stark ist, kann er nur einfache Dinge unter Anweisung tun. Manchmal weint er aus keinem erkennbaren Grund. Wir wissen nicht, ob sein Geist schon immer schwach / langsam gewesen war oder ob es passiert ist, weil wir ihm die Kappe abgenommen haben. Aber wir stimmten überein, daß wir so etwas nicht noch einmal tun werden.

Und Tatsache ist, daß wir es auch nicht mehr können, selbst wenn wir wollten. Ende des Sommers kam ein Dreibeiner in das Tal und blieb in der Nähe eines Dorfes mit Namen Karaman stehen. Von einer günstigen Position aus, beobachteten wir was folgte. Tagelang, kamen Prozessionen von Gekappten und stellten sich unter den Dreibeiner. Ein Greifarm hob einen nach dem anderen hoch ins Innere der Maschine und stellte ihn nach ein paar Minuten wieder auf den Boden. Durch den Feldstecher konnten wir sehen, daß, als sie herabgelassen wurden, anstelle der Schwarzen Kappe, ihre Köpfe jetzt etwas silbern schimmerndes zierte.

Es war Andys Meinung, daß dies den Austausch der original Kappen mit etwas Dauerhafteren bedeutete. Und er sollte recht behalten. Auf unserem nächsten Trip fanden wir einen Mann und eine Frau, beide mit silbern schimmernden Kopf.

Das Erschreckende daran war, daß dieses silberne Teil ein metallenes Geflecht war, das in das lebende Fleisch implantiert worden zu sein schien.

Von nun an war die Kappe, einst nur aufgesetzt, ein Leben lang da und würde wahrscheinlich sogar noch den Schädel krönen, wenn von dem Träger nur noch das Skelett übrig ist.

Von da an entschied Vater, eine überlegtere Politik der Rekrutierung von jungen Menschen zu betreiben, die noch im selben Jahr gekappt werden würden. Wir zwingen niemanden dazu mitzukommen, doch das ist, denke ich gerechtfertigt, mit dieser Alternative. Zu unserer eigenen Sicherheit können wir keine Zweifler aufnehmen. Und bis jetzt hat sich von fünf, denen wir die Chance gegeben haben, nur ein Junge Namens Hans, dazu entschieden sie wahrzunehmen. Es ist offensichtlich nicht leicht die Eltern zu verlasen und ein bequemes zu Hause aufzugeben um sich einer unbekannten Bande von Plünderern anzuschließen, doch es ist deprimierend, daß so wenig dazu bereit sind.

Mir scheint, das Jungen eher dazu bereit sind, das Risiko einzugehen als Mädchen. Zwei der vier, die sich weigerten waren Jungen, und beide schienen unentschlossen, während die Mädchen ziemlich deutlich ablehnten. Ich sagte so etwas in der Art zu Angela, und bekam sogleich was zu hören. Sie war bereit Risiken einzugehen, wie jeder Junge, sagte sie, und es war ungerecht, daß sich Vater immer noch weigerte, sie mit Erkundungstrupps gehen zu lassen. Und außerdem, was ist mit Hanna, die uns als erste beitrat? In Wirklichkeit, meinte sie, sind Mädchen und Jungen punktgleich, was das Rekrutieren betraf. „Bei Hanna ist das anders.“ sagte ich. „Ach ja, wieso das denn?“ sagte sie spöttisch. „Weil du sie gern hast. Also du wirst sie sicher nicht beeindrucken, wenn du ihr so etwas erzählst.“

Ich beendete das Gespräch, indem ich in meinen privaten Bereich des Tunnels ging und darüber nachdachte, daß es Zeiten gab, in denen Angela wirklich unausstehlich war. Sie wurde natürlich älter – sie hatte ihren achten Geburtstag, kurz bevor wir England verließen, und ihr neuntes stand kurz bevor. Ich mußte zugeben, daß sie gescheit war – wenn ich ehrlich sein sollte, sogar etwas gescheiter als ich in ihrem Alter.

Und doch trieb mich ihre Direktheit manchmal fast in den Wahnsinn. Ich dachte, als ich mich wieder beruhigt hatte, daß ich in letzter Zeit trotzdem besser mit ihr auskam.

Ich überlegte mir, einen Trip zum Hotel zu unternehmen um ein Geburtstagsgeschenk für sie zu organisieren. Ich erinnerte mich daran, einen Spiegel in einem der Zimmer gesehen zu haben, der ihr gefallen könnte.

Der Herbst bescherte uns wieder Schnee und ein Ende der Tage, in denen man in der Sonne liegen konnte, die durch die dünne Luft so intensiv gebrannt hatte. Ein weiteres Mal holten wir die Skier und stürzten uns auf die weißen, unberührten Abhänge. Und eines Tages, über Karaman, beobachteten wir einen Dreibeiner, der unten im Tal vorbeiging. Dieses Mal stoppte er nicht am Dorf sondern spazierte weiter, bis er hinter dem hohen Gebirge im Osten verschwand. Nur etwa eine Woche später, sahen wir ihn abermals und Vater schaute auf seine Uhr.

„Die selbe Zeit, auf die Minute genau. Ich frage mich, ob es eine Routine Patrouille ist?“ In den folgenden Wochen studierten wir den Dreibeiner.

Es war eine Patrouille, und er kam mit monotoner Regelmäßigkeit. Alle vier Tage passierte der Dreibeiner das Tal, kurz vor elf morgens, er benutzte einen Pfad, der genauso wenig variierte, wie der Zeitpunkt, zu dem er vorbeikam.

Als wir ihn das fünfte Mal beobachteten, sagte Vater: „Ich frage mich, was seine Aufgabe ist? Ich vermute, einfach einen generell Überblick über alles zu behalten.“ Er wischte sich mit seinem Ärmel Tränen aus dem Gesicht; es herrschte eisiger Nordost Wind, der ihm das Wasser in die Augen trieb. Andy sagte: „Auf diesem Kurs könnte er leicht eine Lawine auslösen.“ Das war etwas, vor dem uns Yone kürzlich gewarnt hatte. Die Berggipfel waren mit Schnee vollgeladen und eine unachtsame Bewegung könnte im Desaster enden. Er hatte als junger Mann einen Lawinenabgang überlebt – er ist aus einem Spalte gerettet worden, nachdem er tagelang

verschüttet gewesen war – und erzählte uns von seiner Todesangst: tausende Tonnen von Schnee und Felsgeröll rasten hinab, und das mit der Geschwindigkeit eines Schnellzugs und dem Vielfachen Lärm.

Vater sagte: „Schade, daß das nicht passiert.“ Mir kam etwas in den Sinn. „Ich frage mich ....“ Vater wischte sich wieder Tränen aus den Augen. „Was?“ „Wir wissen, daß er hier jeden vierten Tag zur selben Zeit vorbeikommt.“ Ich schaute hinab auf die Abhänge direkt unter uns, die über und über mit Schnee beladen waren. „Was würde wohl passieren, wenn jemand mit der Schrotflinte da hinein schießen würde, genau dann, wenn der Dreibeiner darunter vorbeiläuft?“

Yone, der von Rheumatismus geplagt wurde, der ihn manchmal tagelang lähmte, war diesen Morgen nicht mit uns gekommen. Er schloß die Augen und hörte sich an, was Vater zu sagen hatte. „Es ist möglich. Aber man kann nicht einfach vorauszusagen, ob dadurch eine Lawine ausgelöst wird. Und welchen Weg sie sich dann bahnt.“ „Ist es wert es zu versuchen?“ Yone machte eine Pause, bevor er antwortete. „Wir achten darauf, daß niemand uns findet, daß wir keine Spuren machen. Aber wenn wir es versuchen und es nicht klappt, kommen sie vielleicht und suchen nach uns.“

Das war etwas, das es zu bedenken galt. Die Dreibeiner selbst, plump wie sie waren, kämen nicht bis zu unserem Versteck hier im Gebirge, aber ihnen stehen silberköpfige Sklaven zu ihrer Verfügung und zwar in geradezu unendlicher Anzahl. Wenn wir uns durch einen Fehlschlag verraten würden, könnten sie diese auf uns ansetzen. Und das würde bedeuten, selbst wenn wir uns hier im Tunnel für eine Weile verteidigen könnten, daß unser Schicksal besiegelt wäre.

Tagelang diskutierten wir über diese Frage. Martha und Ilse waren vehement gegen diese Idee, Yone bezog auf ruhige Art Opposition. Die meisten der jüngeren waren dafür, mit unterschiedlich ausgeprägtem Enthusiasmus. Angela forderte, beim Angriffsteam dabeisein zu dürfen. Was mich betraf, so dachte ich, daß das was Yone gesagt hatte durchaus Sinn machte. Ich konnte mir gut vorstellen, wie es sein würde, im Tunnel gefangen zu sein und belagert zu werden. Unser derzeitiges Leben war nicht allzu schlecht, und man konnte sagen, daß wir Fortschritte machten. Im Frühling konnten wir wieder mit den Rekrutierungen beginnen. Der Knackpunkt war, kein Risiko einzugehen, das uns zerstören könnte.

Doch vorsichtig zu sein war nicht genug. Der Haß, den ich gegenüber den Dreibeinern für das, was sie uns angetan haben, empfand / verspürte, war zu mächtig/groß. Auch konnte ich den Gedanken nicht ertragen, hier für immer wie die Kühe/Schafe/Lämmer zu leben, während unser Feind arrogant durch das Tal stolzierte. Ich wollte angreifen!

Am nächsten Morgen rief uns Vater in dem Teil der Höhle zusammen, der unser Versammlungsraum war. Petroleum Lampen hingen an Haken, die Yone in die Felsdecke geschraubt hatte, und ein Ölofen verbreitete miefige Wärme. Er hatte ein batteriebetriebenes Radio dabei, das wir im Hotel gefunden haben, mit einem starken Empfänger und sechs Kurzwellenbädern. Am Anfang empfangen wir noch gelegentlich schwache Stimmen, manchmal zu undeutlich um sie zu verstehen. Doch die Stimmen verstummten, eine nach der anderen. Es ist Monate her, seit sich jemand darum gekümmert hatte, es abzuhören.

Er sagte: „Ich bin die letzte Nacht wach gewesen und habe sämtlich Frequenzen abgehört. Nichts außer Dreibeinergesumme“ Er meinte die Geräusche, von denen wir vermuteten, daß sie von den Dreibeinern kamen, ein oszillierendes Rauschen, das scheinbar kein erkennbares Muster besaß.

„Das bedeutet nicht, daß dort draußen keine freien Menschen mehr leben. Es gibt bestimmt Gruppen, die keine Sendemöglichkeit haben oder sich nicht trauen sie einzusetzen, weil sie Angst haben geortet zu werden. Aber wir müssen handeln, als ob wir auf uns allein gestellt sind, jetzt und in absehbarer Zukunft. Wir müssen handeln, als ob wir die letzte Hoffnung der Menschheit wären.“

Er stoppte und wischte sich über die Stirn; Ich sah, daß er schwitzte, obwohl es gar nicht so warm war. Ich blickte von seinem Gesicht zu Marthas, Ilses, Yones. Das von Yone war das einzige, das sich nicht sichtlich verändert hatte, aber er sah ja auch schon immer alt aus. Alle anderen zeigten Anzeichen von Abgespanntheit und Erschöpfung.

Es sah so aus, als ob es für Leute in meinem Alter leichter war sich an Einschränkungen und den Mangel an Komfort anzupassen, als für ältere Menschen, wie sie.

„Das bedeutet“, so Vater weiter „das alles, was wir tun Risiken in sich birgt. Unser oberstes Ziel muß weiterhin unser eigener Schutz sein, doch der eigene Schutz ist nicht genug. Wenn wir uns nur *darauf* konzentrieren, würden wir uns möglicherweise in eine falsches Gefühl der Sicherheit einlullen, das uns schwächen und schließlich vernichten würde, so wie die Dreibeiner unsere Städte vernichtet haben. Also muß unser zweites Ziel der Kampf gegen die Dreibeiner sein – ohne große Hoffnung für die nahe Zukunft, doch als ein Zeichen dafür, die Hoffnung am Leben zu erhalten.“

Das ist der Grund, warum wir raus gehen und junge Menschen rekrutieren – warum wir Hanna und Hans aufgenommen haben und, so Gott will, mehr finden werden.“ Er rieb sich wieder mit der Hand das Gesicht.

„Und deshalb müssen wir diesen Dreibeiner angreifen, selbst wenn das bedeutet, daß wir unsere eigene Vernichtung riskieren. Mein persönlicher Instinkt sagt mir, es sein zu lassen, die Sicherheit zu wahren. Martha und Ilse und Yone denken genauso. Aber wir sind alt und übervorsichtig. Die jungen Leute sind für den Angriff und sie haben Recht.“ Ilse sagte: „Nein! Martin hör mir zu. ...“ Vater brachte sie mit einem finsternen Blick zum Schweigen. „Ich führe diese Gruppe an. Ich sah mich selbst nie als Anführer, doch es ist so; in einer Lage wie dieser, muß es irgend jemand sein.“



Und ein Anführer muß das Vertrauen und Zustimmung aller genießen. Ich hoffe, daß meine Entscheidung eure Zustimmung findet, doch wenn das nicht so ist, müßt ihr jemand anderen wählen.“ Schweigen folgte. Jeder wußte, daß hier keiner war, der seinen Platz einnehmen konnte. Vielleicht dann, wenn er zu alt geworden ist, doch das war noch ferne Zukunft. Vielleicht Andy, dachte ich und schaute durch die Höhle zu ihm hinüber. Ich sah zu Hanna, auf deren Haar der Schein der Lampe über ihr strahlte. Oder vielleicht ich. Viele Dinge hatten sich verändert müssen, nicht nur in der Welt um mich herum, sondern auch in mir drin, um das zu glauben.

„Übermorgen.“ Sagte Vater. „Da kommt der Dreibeiner wieder vorbei.“

Das Team bestand aus Vater, Andy und mir selbst. Yone warnte uns ein letztes Mal. Unser Ziel war es, eine Lawine unter uns auszulösen, doch die Abhänge über uns waren ebenfalls mit Schnee überladen. Die Schockwelle könnte eine zweite auslösen, weiter oben, die uns unter sich begraben würde. Als wir aufbrachen sagte Vater, daß wenn wir nicht zurückkämen, die anderen Anweisungen von Martha entgegen nehmen sollten. Er küßte Ilse und hielt sie eine lange Zeit. Dann kam sie zu mir und sagte: „Paß auf dich auf, Lowree.“ Sie sah mich an und da war ein Träne auf ihrer Wange. Sie kam nicht näher, doch ich machte einen Schritt auf sie zu und küßte sie ebenfalls. „Das werde ich.“

Wir gingen in Position. Es war ein klarer Morgen, die Sonne strahlte über den Bergspitzen und die Seeoberfläche funkelte unter uns.

Dann ging die Warterei los – es war nur eine Stunde, kam mir aber sehr viel länger vor. An eine Stelle, auf einem Abhang westlich von uns, geriet etwas Schnee in Bewegung, als ob sich eine natürliche Lawine lösen würde, doch als wir unseren Atem anhielten endete das Rutschen und alles war wieder still.

Vater schaute zum hundertsten Mal auf seine Uhr. In diesem Moment kam der Dreibeiner in Sichtweite. Er folgte den selben Kurs um den Felsausläufer herum, wie jedesmal, drei oder vierhundert Meter unter uns und mehr als die doppelte Distanz Richtung Westen. Nun sah sich Vater mit dem entscheidenden Problem konfrontiert, den Moment abzuschätzen, in dem er Yones Schrotflinte abfeuern mußte. Er legte an und zielte auf die Schneehügel. Der Dreibeiner kam mit seinen ungeschickten Bewegungen näher, eine metallene Spinne, die alle ihre Beine, bis auf drei verloren hatte. Von hier oben sah er klein aus, harmlos. Wie trügerisch das war! Hinter dem Tal im Norden sah man eine Landschaft aus weißen Bergspitzen, doch dahinter lagen das, was einst große Städte waren. Und die einfache Statur, dieses metallischen Scheusals, das unbeeindruckt durch ein abgelegenes Bergtal stakst, war die Krönung unserer Demütigung. Ich dachte zurück, an damals und an den Wilden Bill, der von der Begegnung der lächerlichen Art gesprochen hatte. Was für bizarre Kreaturen auch immer die Dreibeiner leiten..., keiner hatte sie ernst genommen, bis es zu spät war.

Nein, nicht zu spät. Das akzeptiere ich nicht. So lange auch nur eine Handvoll freier Männer und Frauen überleben, besteht Hoffnung. Und Vater hatte recht: wir müssen alles riskieren um sie zu bekämpfen, ohne Kampf war alles verloren. Ich sah, wie sich sein Finger am Abzug bewegte. Es war zu früh! Der Dreibeiner war noch mindestens Einhundert Meter von dem Punkt entfernt, den die Lawine passieren würde. Ich wollte aufschreien, ihn davon abhalten zu feuern.... Da ertönte der Schuß, der Donner durchschnitt die stille, kalte Luft ... Und nichts geschah. Der Schnee lag da, unbeeindruckt. Weiter unter führte der Dreibeiner seinen verwirrten Weg fort. Vater schoß ein zweites Mal und der Donner hallte zerriß erneut die Luft. Ich hörte Andy flüstern: „Beweg dich! In Gottes Namen, beweg dich!“ Dann langsam, ganz langsam, setzte sich die Oberfläche in Bewegung und der Schnee begann zu rutschen.

Nur allmählich gewann die Lawine an Geschwindigkeit, zu Beginn bewegte sich der Schnee so langsam, daß ein Kind damit hätte schritt halten können. Das war der Augenblick, in dem ich mir sicher war, daß Vater nicht zu früh, sondern im Gegenteil, zu spät gefeuert hatte. Der Dreibeiner kam stetig näher, veränderte weder Kurs noch Geschwindigkeit. Er würde längst vorbei sein, bevor ihn die Welle aus Schnee erreichen würde. Meine Gefühle schwankten zwischen Zorn und Enttäuschung. „Na los! Jetzt mach schon!“ Das war Vater. Ich hörte mich selbst, wie ich seine Worte wiederholte – „Na los, schneller!“ – so als ob wir die Berge, den Planeten, der uns hervorgebracht hatte darum baten, uns zu Hilfe zu kommen. Wir brüllten jetzt alle Drei, schrien in den leeren Himmel um Hilfe.

Und die Lawine legte zu, breitete sich aus, sammelte immer mehr Schnee in sich auf, wurde größer und größer, warf Geröllmassen in die Luft, als wäre es Kies. Es sah aus, als ob das gesamte Antlitz des Berges abrutschte. Das Geräusch war, so wie Yone es gesagt hatte gigantisch, als ob tausend Titanen auf einem Rachefeldzug wären. Schneller und schneller raste sie hinab, dann plötzlich schien es als würde sie springen und sich aufbäumen, wie etwas Lebendiges .... und dann schoß sie über den Dreibeiner hinweg, begrub ihn unter sich. Als die Lawine schließlich zum Stillstand kam, war nichts zu sehen, außer eine lange weiße Schneise. Am Beginn des darauffolgenden Sommers, saß ich mit Rudi und Andy außerhalb der Höhle. Wir sind mittlerweile eine zusammengeschweißte Truppe geworden – was wir auch sein müssen, so wie wir leben – doch ich bin lieber mit den Beiden zusammen als mit Hans und Dieter, der Junge, den wir kurz vor Weihnachten rekrutiert haben. Hanna mag ich noch lieber, aber das ist eine andere Geschichte und hat nichts mit faul der Sonne sitzen und entspannt miteinander reden zu tun.

Wir sprachen über die Dreibeiner und die Lawine. Wochenlang warteten wir gespannt, erwarteten Vergeltungsmaßnahmen oder zumindest eine Reaktion der Dreibeiner. Doch es folgten keine. Wir patrouillierten regelmäßig aber nichts passierte, und es kam kein neuer Dreibeiner.

Dann, mit der Schneeschmelze, wurde eine Patrouille – unglücklicherweise war ich nicht dabei – Zeuge von etwas Seltsamen. Zwei Dreibeiner bewegten sich durch das Tal und erreichten die Stelle, wo die Halbkugel des zerstörten Dreibeiners gerade anfang sichtbar zu werden. Sie untersuchten sie ein paar Minuten mit ihren Greifarmen und gingen dann den Weg zurück, den sie gekommen waren. Als sie außer Sichtweite waren, ging das Wrack in Flammen auf und explodierte.

Ich hatte argumentiert, daß die beiden gekommen waren, um auf eine Art Funknotruf zu antworten. Andy schüttelte den Kopf. „Das ergibt doch keinen Sinn. Warum haben sie so lange gewartet? Sie mußten doch gewußt haben, daß etwas nicht stimmte, als er nicht zur Basis zurückgekommen war.“

„Wenn man weiß, daß etwas nicht stimmt, bedeutet das nicht, daß man weiß, wo etwas nicht stimmt ist. Sein Sender war vielleicht durch den Schnee blockiert worden. Dann, als der Schnee schmolz - “ „Alles was sie hätten tun müssen, war einen anderen Dreibeiner die selbe Route entlang zuschicken und nach ihm zu suchen. Sie taten es nicht.“ „Wie können wir da sicher sein? Wir konnten ja nicht die ganze Zeit aufpassen.“ Er sagte nichts, doch als ich gerade glaubte, er würde mir in diesem Punkt zustimmen, sagte er: „Weil der zweite Dreibeiner Spuren im Schnee hinterlassen hätte, ich dachte, das wäre offensichtlich.“

Rudi sagte, während ich noch über eine Antwort nachdachte: „Ich denke, sie wußten die ganze Zeit Bescheid.“ Ich fragte kurz: „Warum?“ „Weil sie sich nicht damit aufhielten, das Wrack zu untersuchen. Alles was sie getan haben, war es in die Luft zu jagen.“ „Aber warum haben sie all die Monate gewartet?“ warf Andy ein. „Warum haben sie das, was immer sie auch tun wollten, nicht gleich getan?“ Rudi zuckte mit den Schultern. „Ich habe keine Ahnung. Das einzige, das wir sicher wissen ist, wie wenig wir über sie wissen. Was zählt ist, daß sie jetzt keinen Dreibeiner mehr durch das Tal schicken. Es ist nicht viel, aber es ist besser.“

Seine Gelassenheit beruhigte mich. Was er sagte war richtig. Wir haben es geschafft, einen Dreibeiner zu zerstören und in diesem winzigen Teil der Welt, wurde er nicht ersetzt. Ich erinnerte mich an die Spekulationen, darüber, daß sie von einem Sumpfplaneten kommen. Vielleicht sind ihnen Berge fremd und vielleicht haben sie entschieden, daß sie gefährlich sind und halten sich in Zukunft von ihnen fern. Es war ein kleiner Sieg, aber etwas auf dem man aufbauen konnte.

Niemand sprach für ein paar Momente. Die Sonne brannte über unseren Köpfen. Um uns herum stand grünes Gras mit zig verschiedenfarbigen Sommerblumen, und über uns, vor dem tiefblauen Himmel, tanzte langsam ein gelbes Schmetterlingspaar.

Ein fauler Tag – diese Art von Tag, an dem man Tennis spielt, eine Fahrradtour macht, vielleicht ein wenig fischt ... dann zurück nach Hause geht, um zu duschen, Tee zu trinken, Fern zu sehen ...

Andy sagte: Ich mag die Idee von einer Ausweitung der Patrouillen, über die Martin gesprochen hatte.“ Alle nannten Vater jetzt Martin, doch sicher nicht aus Respektlosigkeit. Jeder hörte sehr genau zu, wenn er sprach. Doch mit mir redete er mehr als mit den anderen, und ich nenne ihn Vater. Rudi sagte: „Ja. Wir werden mehr Anhänger bekommen, wenn wir uns weiter hinaus wagen.“

Auch wenn es Vieles gab, das es zu tun galt, wußte ich dennoch, daß wir es nicht in diesem Leben nicht schaffen werden, vielleicht nicht einmal in Jahrhunderten. Doch zumindest würden wir den Anfang machen. Ich dachte über die nach, die nach uns kommen würden – ob vielleicht eines Tages drei wie wir, hier auf diesem Berg in der Sonne liegen werden, den Schmetterlingen zusehen, so wie wir, jedoch mit der Aussicht, auf eine Zeit, in der die Menschheit wieder frei sein wird. Unsere Aufgabe – meine Aufgabe – war es, den Grundstein zu legen, der das möglich machen konnte.

# ENDE

**Übersetzt aus dem Englisch von Alexander alias Löwenmäulchen.**

<http://go.to/Dreibeinige-Herrscher>

[Dreibeiniger-Herrscher@gmx.de](mailto:Dreibeiniger-Herrscher@gmx.de)